XIX. Jahrg. Berlin, den 19. November 1910. Nr. 8.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1910.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**



Berlin, den 19. November 1910.

Diurnale.

Matutina.

Die fünfundzwanzig Männer, die, von Washington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Amerika präsidirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: Herr Theodore Roosevelt aus dem Staat New York. Der schnitte gern in alle Rinden ein, daß er der klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahrhunderts ist; mindestens seines. Jurist und Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Organisator und Oberst der rough riders und Sieger von Las Guasimas; Achill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten September 1901 Präsident geworden war, kam bald hastiges Leben ins Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballes gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werthen Namen dem Stamm der Weltesche einzukerben. Mit behendester Kunst organisirte er seinen Weltruhm. Sicherte heute dem Onkel Sam das geweitete Imperium. Rief, ein auf Kosten der Trusts durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Unternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach, übermorgen

dem Menschengeschlecht höhere Kultur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. Hic et ubique. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Muth zu der Allure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Lebensleistung des Fünfzigers ist von Weitem nicht zu erkennen. Er hat die Ställe der Union nicht gereinigt, der Trusthydra nicht einen Kopf abgehauen; nur, durch die Aengstigung der Kapitalisten, seine Heimath in eine Krisis gerissen, aus deren Gefahr Rockefeller, Morgan und andere „reiche Räuber" das leidende Land retten mußten. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprechen im Ton ironischer Geringschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß im Ton seines Wesens ein Stück der „Volksseele" zu robustem Ausdruck gekommen sein: sonst hätte er im Yankeegedräng nicht solchen Anhang erworben und bewahrt ... Vor sieben Monaten, als Herr Roosevelt, der in Afrika alles je von Zoologen erwähnte Tropengethier in den Wüstensand gestreckt haben sollte, durch Europa toste und (der Verfechter der Monroe-Doktrin, die jede Europäereinmischung in amerikanische Politik abwehrt) den Völkern der Alten Welt unverlangte Lehre ins Antlitz sprudelte, waren hier solche Sätze zu lesen. Wurde gefragt, ob man jenseits von der Atlantis in diesem Theodoros etwa noch einmüthig den Repräsentanten amerikanischer Volkheit sehe. Und empfohlen, den Mann, der uns in Ostasien gefällig war, in der schwierigsten Stunde neudeutscher Geschichte aber für Frankreich optirt und der Dritten Republik fast mehr noch als der Brite Grey und der Russe Lamsdorf genützt hat, weder wie einen Monarchen noch wie einen Hort deutscher Nation zu empfangen. „Herr Roosevelt ist ein Privatmann, der zu seinem Vergnügen reist. Vielleicht will er, der wieder Präsident zu werden wünscht, mit der Thatsache, daß er an Europens Höfen wie ein Imperator empfangen, in Europens Hauptstädten wie ein volksthümlicher Held gefeiert wird, auf seine Landsleute wirken und seine Wahlchancen bessern. Staatsgeschäftsreisender ist er jedenfalls nicht. Die ungemein schnelle Entwickelung zum Weltimperium hat Amerika der Gefahr hochmüthiger Selbstüberschätzung genähert. Die Yankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei

der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seiner Höhe den zwischen Basalten und verfallenen Schlössern keuchenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Sippe Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchternheit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfe." Das wird nicht geschehen: las ich in manchem Brief, der übers Meer kam; auch dem Gespräch mit Amerikanern der Vorderreihe mußte ich diese Gewißheit entnehmen. Andere sprachen anders; mit zweifelloser Zuversicht die Stimmen, die aus Amtssphären herübertönten. Die Spektakelreise Roosevelts, hieß es da, ist widrig und über den Taktmangel des Mannes, über die lächerliche Trivialität seiner Reden kein Wort zu verlieren. Das schadet ihm hier aber nicht im Allergeringsten. Die Amerikaner kennen ihn und wissen, daß ihm die Reise, wie ein Faustkampf oder eine Löwenjagd, ein sensationelles Erlebniß ist, das er als Nervenfutter braucht, und haben seine laute Versicherung, nie werde er, wie General Ulysses Sidney Grant in Europa und Asien that, nach dem Ablauf seiner Präsidentenzeit herumreisen und sich feiern lassen, immer ungläubig belächelt. Die Gelehrten verhöhnen ihn eben so schonungslos wie die Leute in Wallstreet. Wer die Masse haben will, muß Wesenszüge zeigen, die den feineren Geist abstoßen. Roosevelt ist jetzt populärer als auf der Höhe seiner Präsidentschaft. Daß er dem Papst grob zu antworten wagte, hat seinen Nimbus erweitert. Will er kandidiren, so kann Keiner ihn schlagen. Läßt er sich aufstellen, so wird er 1912 mit noch nie erschauter Mehrheit gewählt; und wenns möglich wäre, ihn heute schon auf Tafts Posten zu bringen, so würden neun Zehntel aller Amerikaner dafür stimmen. Warum? Weil Taft, mit all seiner Tüchtigkeit, die Leute langweilt und Roosevelt, mit seinem dramatischen Temperament, ihnen stets neuen Unterhaltungsstoff bietet. Er kommt wieder an die Spitze: und deshalb ists klug, daß ihm Deutschland alle erdenklichen Ehren bereitet. So sprachen ernsthafte Menschen. Bei einem Trauergottesdienst zum Gedächtniß Eduards des Siebenten nannte, im Mai, der Reverend Dr. Robert S. Mac Arthur in einer newyorker Kirche

Herrn Roosevelt den König der Erdenkönige. Nach Allem, was ich gehört und gelesen hatte, mußte mir dennoch der Zweifel bleiben. Die Sozialisten hassen den Mann; haben ihn in einer Schimpffluth, von der Europens übertünchte Höflichkeit nichts träumt, zu ersäufen versucht. Den Katholiken kann er, der den Papst gekränkt und die Träger hoher Römerwürde getäuscht hat, nicht willkommen sein. Die Trustmänner sehen in ihm den Erzfeind und fast alle Besitzenden den Demagogen, dessen Leichtfertigkeit die Panik des Jahres 1907 bewirkt und das Vermögen der Mittelklasse (nicht der „reichen Räuber", die im trüben Wasser noch neuen Gewinn fischen konnten) arg geschmälert hat. Und von Mond zu Mond schwoll die Schaar, die fand, ein zügelloses, nur von Applausgier geleitetes Temperament, das ein gestern vor allem Volk gesprochenes, gestern feierlich verpfändetes Wort heute vergessen habe und deshalb immer wieder den Schein der Unwahrhaftigkeit und treulosen Wortbruches auf sich lade, tauge nicht auf den Sitz, wo die Würde der freien Republik thronen soll. Wie sollte für einen von so starken Gruppen Befehdeten sich die Mehrheit zusammenballen?

In Berlin wurde er nicht, wie angekündet worden war, auf dem Bahnhof vom Kaiser empfangen, wohnte auch nicht im Schloß. Doch gabs, ihm zur Ehre, ein Festmahl und eine Gefechtsübung; er durfte in der Aula der berliner Universität eine Vorlesung leisten (an die sich die jüngsten Semester in grimmiger Heiterkeit erinnern) und auf die Devotion würdiger Professoren, die ihn unbedeckten und gebückten Hauptes bis an den Wagen geleiteten, huldvoll herniedergrinsen. Der emsige Schreiberstab, der ihm von Egypterland her folgte, sorgte für den gehörigen Widerhall. In der berliner Rede war nur der Muth zu plumper Umschmeichelung des Kaisers beachtenswerth. Thut nichts, sagten die Ueberschlauen; der Mann wird wieder Präsident, hat alle Winde, die in den Vereinigten Staaten die Stimmung hitzen und kühlen, im Schlauch seines Willens und wir müssen froh sein, wenn er uns freundlich bleibt. Ueber London (wo der Reisende die einfachste Taktpflicht unerfüllt ließ) gings in die Heimath zurück. Ins wildeste Getümmel der Agitation. Edward Henry Harriman, der Theodorum recht in der Nähe sah, hat einmal geschrieben, heutzutage gelte Einer, der redet, den Meisten mehr als Einer, der handelt. Herr Roosevelt redete täglich. Tobte, schmähte, verdächtigte; mimte das Gewissen Amerikas. Da er ringsum, auch von Freunden,

hörte, die Würde der Präsidentschaft heische von Dem, der einst ihr Träger war, selbst im Kampf eine noble Haltung, sich vereinsamen fühlte und, out in the cold, zu frieren anfing, verbündete er sich dem mächtigen Preßkapitän Hearst, den er vorher bekämpft hatte; und schien des Sieges nun völlig sicher. Er ist geschlagen worden. Die Nation, die ihn so lange reden ließ, hat bündig gegen ihn gesprochen und der Demokratenpartei im Kongreß die Mehrheit verschafft. Ein Triumph der Trusts? Die Demokraten, die das Evangelium von der Ebenbürtigkeit des Silbers seit Clevelands zweiter Präsidentenzeit aus der Massengunst gedrängt hat, haben die Zwingburg der Trusts früher und ungestümer berannt als die Republikaner. Nein: das Ergebniß der Novemberschlacht ist eine ganz persönliche Niederlage Roosevelts. Den will man nicht länger an der Rampe sehen. Der ist, in unvergleichlich höherem Grade als Cleveland für die Handelskrisis des Jahres 1893, für den Windbruch von 1907 verantwortlich. Ein Unruhestifter, der sich in Caesars Toga mummen möchte, morgen neue Panik erwirken kann und Europens Spottsucht wieder über den Yankee lächeln lehrte. Amerika wollte beweisen, daß es nicht sei wie Dieser und den Blick durch Praestigia nicht blenden lasse. Der mannichfach begabte und (auch im gefährlichsten Sinn) versatile Mann mag sich, wenn er eine Weile geduldig im Dunkel bleibt, von der Niederlage erholen. Als Machtwerber ist er fürs Erste abgethan. Und mit ihm, so wollen wir hoffen, ein Wahn, der allzu lange das deutsche Auge umnebelt hat. Daß die amtliche Berichterstattung irrte, ist, wie jeder Fehl armer Menschenschwachheit, verzeihlich. Was aber trieb im Mai denn zu der Proskynesis? Der Glaube, daß Roosevelt Deutschlands Freund, Englands Feind sei und, als Vertrauensmann Amerikas, im Nothfall die Vereinigten Staaten auf unsere Seite bringen werde. Den Wünschen Specks von Sternburg hat er sich manchmal willfährig gezeigt; als der Senat das Marmorgeschenk des Deutschen Kaisers zurückschicken wollte, den Vorschlag durchgedrückt, daß dieser steinerne Preußenfritz nicht als König, sondern als Feldherr behandelt und, neben Hannibal, vor die Kriegsschule in Washington gestellt werde; also sehr pfiffig eine sichtbare Kränkung vermieden. Doch in der Zeit anglo-deutschen Konfliktes die Vereinigten Staaten gegen England mobil zu machen: Das vermöchte nicht einmal der große George, wenn er von seinem Reiterstandbild ins Leben niederstiege. Noch im

heftigsten Zank fühlt der Amerikaner sich dem Briten verwandt. Und wie ungern gerade die besten Elemente im Land schon in ruhigen Tagen eine feindsälige Wendung gegen England sehen, haben drüben die Deutschen gemerkt, als in diesem Lenz der Luftplan einer deutsch-irischen Interessengemeinschaft aufgetaucht war, deren Grundmauer nur der Groll gegen Britanien mörteln konnte. Auch wenn der newyorker Bürgermeister Gaynor oder der Historiker Dr. Woodrow Wilson 1912 Tafts Nachfolger wird, können wir den Amerikanern befreundet bleiben (und von einem Demokratenkabinet vielleicht sogar günstigere Einfuhrmöglichkeit erwarten). Aber die Hoffnung, hinter der Atlantis einen Bundesgenossen zu finden, der mit dem Schwert uns die Weite öffnet, muß endlich eingescharrt werden; und dürfte, auch wenn ihr „boss“ noch einmal auf die Beine käme, nie wieder deutsche Köpfe verwirren.

Laudes.

Klarheit ist, mag sie auch Schmerz bereiten, immer nützlich; wer sein Herz nicht an Trugbilder hängt, ist vor Enttäuschung sicher. Seit Fürst Bülow, nach der Annexion der Balkanprovinzen, von der in Oesterreichs Fährniß bewährten Nibelungentreue der Deutschen sprach, hat bei uns zu Haus Mancher sich angewöhnt, das Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn pathetisch zu betonen. Der vierte Kanzler traf als Citator nicht jedesmal ins Schwarze. Als er, bei einem unnöthigen Ausfall gegen Chamberlain, behauptete, schon Friedrich habe die Schmäher Preußens und seines Königs gewarnt, auf Granit zu beißen, lieh er dem Borussen Worte, die der Korse Napoleon Bonaparte gesprochen hatte. („Les pamphlétaires, je suis destiné à être leur pature, mais je redoute peu d'être leur victime: ils mordront sur du granit.“) Als er seine Landsleute den Mannen Gunthers verglich, bedachte er nicht, wie schlimm den treuen Nibelungen im Heunenland Etzels gelohnt ward. Einerlei. Nur: wir wollen nüchtern bleiben und auch von Oesterreich-Ungarn nicht mehr erhoffen, als es, mit seinen Czechen und Polen, Magyaren und Südslaven, im Drang uns zu gewähren vermag.

In der Oesterreichischen Delegation (dem aus beiden Häusern des Reichsrathes gewählten Ausschuß zur Berathung der den Reichshälften gemeinsamen Angelegenheiten) ist wieder über die bosnische Krisis und die deutsche Hilfe geredet worden. Und wieder mußte der Hörer die Fülle politischer Kultur bewundern, die in

diesen vom Thorendünkel verrufenen Häusern zu finden ist; nach neidigem Seufzer dann wieder fragen, warum just bei uns jede Debatte über internationale Politik schon am Quell so kläglich versanden müsse. Die Delegirten Marquis von Bacquehem, Dr. von Grabmayr, Kramarz, Lecher, Fürst Schwarzenberg hatten den Stoff, das Gewebe gründlich geprüft und gaben ihrer Willensmeinung stets klaren, oft reizvollen Ausdruck; der Sozialdemokrat selbst sprach über Dynastie und Machtpflicht mit besserem Verständniß unentbehrlicher Realitäten als seit Jahren je ein Genosse im Deutschen Reichstag. Nirgends wurde die Klage gellend laut, daß die Annexion zu viel Geld gekostet habe; und sie wäre doch sehr viel billiger zu haben gewesen, wenn Freiherr von Aehrenthal früh genug für die Sicherung der Truppentransporte durch ein zweites Bahngleis vorgesorgt und nicht zu früh den Sandschak Novibazar der Türkei zurückgegeben hätte. In einer ungemein wirksamen Rede (die von der traurigen Groteske der austro-italischen Bundesgenossenschaft den Schleier zog und dem Betrachter zeigte, wie in der Eisregion Südtirols österreichische und italienische Soldaten einander als Vorposten feindlicher Heere gegenüberstehen, wie die Regirungen der verbündeten Reiche gegen einander hastig die Grenzen befestigen und Dreadnoughts bauen), hat Herr von Grabmayr gesagt: „Wir müssen froh sein, daß dem Minister des Aeußeren die frische Farbe der Entschließung nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt wurde; daß er, unter schwerer Verantwortung, den Muth fand, unser Recht auf Bosnien zu proklamiren und den Mächten nichts Anderes zu überlassen als die Eintragung unseres ersessenen Rechtes in das europäische Grundbuch und die Annullirung des obsolet gewordenen Artikels 25 des Berliner Vertrages." So dachten mindestens zwei Drittel der Delegation. Trauertöne vernahm man nur aus dem Munde des klugen Czechenführers Kramarz. Der fürchtet, die wiener Politik werde fortan von Berlin aus bestimmt, Oesterreich-Ungarn gezwungen werden, alle Welthändel des Deutschen Reiches mitauszufechten, den Westmächten ein Gräuel zu sein und mit Rußland, um dessen Liebe Lexa von Aehrenthal sich doch seit Jahrzehnten bemüht habe, in Todfeindschaft zu leben. Fürchtet ers wirklich? Kurzsicht ist dem hellBlickenden nicht zuzutrauen. Wenn er fragt, aus welcher Noth Deutschland denn dem Nachbar geholfen habe, könnte er selbst sich die Antwort geben: Aus ernster Noth; denn Oesterreich war nur militärisch, nicht aber in

der Eisenbahntechnik zum Kampf gerüstet und durfte nicht riskiren, für den Truppennachschub, wie Rußland im mandschurischen Krieg, auf einen einzigen Schienenstrang angewiesen zu sein. Freilich wußte er, daß von der Lippe des Grafen Aehrenthal diese Antwort nicht kommen werde. Wußte auch, daß seine düstere Schicksalskündung diese Lippe zum Lächeln krümmen müsse. Der Taktiker sprach: und nannte unvermeidliche Gewißheit, was er vermieden zu sehen wünscht und hofft. Marquis Bacquehem, der Berichterstatter der Delegation, hat ihn an die Thatsache erinnert, daß zwischen Petersburg und Wien schon wieder recht freundlich verhandelt wird. Um solche Verhandlung zu ermöglichen, hat Herr Stolypin den ihm nah verwandten Sasonow auf den Platz Iswolskijs gesetzt. Und daß die Westmächte Oesterreich gern rasch versöhnen möchten, ward Denen, die das eisernde Paar Cartwright-Crozier nicht an der Arbeit sahen, durch Roseberys Sendung nach Wien bewiesen. Seit den Tagen von Salzburg und Reichstadt war das Habsburgerhaupt nicht so umworben. „Die Monarchie hat in das Getriebe der europäischen Politik machtvoll eingegriffen. Die Krisis hat mit einem vollen Erfolge geendet, mit einer Stärkung unseres Ansehens im Ausland und mit einer Erhöhung unseres Selbstbewußtseins, die nicht hoch genug anzuschlagen ist. Und das Deutsche Reich hat sich bereit gezeigt, die letzten Konsequenzen aus der Bündnißpflicht zu ziehen, wegen Etwas, das Fürst Bismarck das Bischen Herzegowina nannte, als er von den Knochen des pommerschen Grenadiers sprach." Das hat, nach dem Bericht der Neuen Freien Presse, Marquis Bacquehem in der Schlußrede gesagt; und damit angedeutet, daß der erste Kanzler die Bündnißpflicht leichter als der vierte genommen habe. Der geistreiche Plauderer irrt. Am fünften Dezember 1876 sprach Bismarck im Reichstag: „Ich werde zu irgendwelcher aktiven Betheiligung Deutschlands an Orientangelegenheiten nicht rathen, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur (entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdruckes) die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth wäre." Damals gab es kein deutsch-österreichisches Bündniß; war nicht von der Herzegowina die Rede, sondern von russischen Zöllen und vom Christenschutz in der Türkei. Als Bismarck, nach dem Berliner Kongreß und nach der gasteiner Verständigung mit Andrassy, das Wort wiederholte, handelte sichs um Bulgarien; waren die

von Alexander dem Zweiten in Reichstadt dem Kaiser Franz Joseph als Preis der Neutralität im Türkenkrieg zugesagten Provinzen Bosnien und Herzegowina schon von österreichischen Truppen besetzt. Daß wir unter Bismarcks Geschäftsführung das Ungemach des Jahres 1909 erlebt hätten, ist kaum vorstellbar; gewiß aber, daß der Stifter des Bundes dessen Pflicht sich nie feig entzogen hätte. Vielleicht hätte er sie auf andere Weise erfüllt; wäre sein Rath, noch unter Nikolai Alexandrowitsch, in Petersburg so mächtig gewesen, daß er nicht bis zu rauher Drohung zu schwellen brauchte. Das war einmal. Warum aber mußte noch jetzt beinahe jeder Delegirte der deutschen Treue ein Kränzlein winden? Dieser Frage muß der in die Klarheit Strebende nachdenken.

Trop de fleurs. Auch in Wien weiß jeder Wache, daß Deutschland 1909 gehandelt hat, wie es handeln mußte; daß sein Interesse, nicht Oesterreichs, dieses Handeln erzwang. Welcher Schuld wegen wurde Oesterreich denn gescholten und bedroht? Weil es in der Aera des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die Wahlurne rufen konnte, sein Hoheitrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigung eines dem Nachfolger unbequemeren Staatsgeschäftes benutzt und die seit dreißig Jahren okkupirten Balkanprovinzen annektirt hatte? Nein: weil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen war, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Assekuranzvertrag zu tauschen; und weil, so lange die mitteleuropäischen Kaiserreiche nicht von einander zu haken waren, die Einkreisung Deutschlands nicht zu voller Wirksamkeit kommen konnte. Wurde Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet, dann mußten wir bereit sein, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Rußland, Oesterreich unter britischem Patronat), deren Schreckbild dem ersten Kanzler den Schlummer störte, zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Blieb da eine Wahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren und dann vielleicht im Frost über Vereinsamung und Mißachtung flennen wollte. Als, im März, unsere Offiziösen Herrn von Aehrenthal zu sanftmüthiger Milde ermahnten, wurde hier gesagt, ohne noch längeres Zaudern müsse im Hirn der Deutschen die Ueberzeugung geschaffen werden, daß von Ostmorgen ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Blindheit

wähne, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen wäre. Wurde an den verhängnißvollen Fehler erinnert, den der stets ängstliche Friedrich Wilhelm machte, als er, trotz Steins wuchtiger Warnung, 1805 Oesterreich ungeschirmt der Wuth Bonapartes überließ. Und, nach diesem Rückblick, gesagt: „Des Gezerrs und Gezeters wäre rasch ein Ende und die Lautesten würden stumm, wenn man draußen erst wieder wüßte: Deutschland ist zur Kraftprobe bereit." Auch ohne das Gebot der Bündnißpflicht mußten wir thun, was wir thaten; und allzu fürchterlich war die Gefahr nicht, in die wir uns wagten. Die Türkei mit überreichlichem Trinkgeld abgefunden. Frankreich, der Balkanbankier, zärtlich um die Ruhe Südosteuropas besorgt. Rußland, wie in der Reichsduma offen ausgesprochen ward, kaum fähig, das für den Grenzschutz Nothwendige zu leisten. Mit solchen Partnern hätte Eduard sich nicht auf das Spiel gegen einen Bankhalter eingelassen, auf dessen Wink fünf Millionen Bayonnettes blitzen konnten. Das Alles weiß der Oesterreicher. Und dennoch, nach dem Wort des Berichterstatters, Lobgesänge, Hymnen und Dithyramben? Kalchas könnte mißtrauisch werden. Kein Deutscher möchte zweifeln, daß Oesterreich in jedem Bündnißfall seiner Pflicht genügen würde; auch wenns inzwischen mit Rußland wieder ganz einig geworden wäre. Davon wurde in den Delegationen nicht gesprochen. Nur der Gedanke, Deutschlands Konflikte könnten Oesterreich-Ungarn schädigen, aus lächelnder Ruhe zurückgewiesen; gelassen erklärt, die Doppelmonarchie habe von den westöstlichen Bündnissen und ententes nichts Arges zu fürchten; und, mit kräftigerem Nachdruck, verkündet, Regirung und Parlament werde jede Anregung „irgendwelcher Art", die Rüstung zu mindern, mit redlichem Eifer unterstützen. Sir Edward Grey wirds, für alle Fälle, notirt haben. Britanien, Rußland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn: fünf große Europäer sind für die Kontingentirung der Wehrmacht. Die Kleineren müßten mit, selbst wenn sie nicht so gern wollten. Die United States der Demokraten und Carnegies würden sich von so löblichem Streben nicht ausschließen; und Japan hat veraltete Schiffe und noch nicht das zu modernen Neubauten nöthige Geld. Ob nicht über ein Kleines aus Ost oder West ein majestätisches Rundschreiben den Staatshäuptern der Erde eine Einladung nach dem Haag bringt? Dann begönne der Nibelungen Noth. Wer sein Herz nicht an Trugbilder hängt, ist vor Enttäuschung sicher.

Completorium.

Während in Wien dem Deutschen Reich, weils vor anderthalb Jahren bereit schien, gegen Rußland zu marschiren, Lobgesänge angestimmt wurden, fuhr der Zar aller Reussen nach Potsdam. „Die Monarchen küßten einander herzlich auf beide Wangen. Kaiser Nikolaus trug deutsche, Kaiser Wilhelm russische Uniform.“ Der Brauch ist alt (und könnte nachgerade modernisirt werden; daß gegen Küsse unter Männern seit der Nacht des Jüngerverrathes leicht sich der Christenargwohn regt, hat, bei ähnlichem Anlaß, schon Lagarde warnend erwähnt; und Höflichkeit läßt sich heute wohl erweisen, ohne daß der Kriegsherr eines Volksheeres sich ins Kleid einer fremden Armee knöpft, wider die er übermorgen vielleicht zu den Waffen rufen wird). Neu war nur, daß zugleich mit dem Kanzler der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes dem Gast vorgestellt wurde; der Untergebene zugleich mit dem allein verantwortlichen Chef. Erster Schritt zur Aenderung eines Zustandes, der dem Kanzler eine nur dem Giganten erträgliche Last aufbürdet, oder freiwillige diminutio capitis? Wovon zwischen Frühstück und Abendmahlzeit, Jagd und Lichtspiel geredet wurde, hat draußen natürlich Keiner erlauscht. Am zweiten Tag aber lasen Alle, im Neuen Palais und in der Wilhelmstraße sei „festgestellt worden, daß auf keinem Gebiet zwischen Deutschland und Rußland irgend eine Meinungverschiedenheit bestehe“. Jubilate! Wenns die Spannung des Lachmuskels erlaubt. Der Gedankenaustausch, dessen Ergebniß so lieblich aussieht, hatte gewiß den bezwingenden Herzenston männlicher Aufrichtigkeit. „Um die Franzosen für Ihre nächste Anleihe nicht zu schwächen, haben wir den Ungarn und den Türken aus der Klemme geholfen; nun werden Sies ganz bequem haben und können den Margemachern noch ein stattliches Stück abzwacken. Nett; nicht wahr? Ein Jahrhundert lang beherrschte der anglo-russische Gegensatz in Südosteuropa und Vorderasien die Stimmung. Seit Sie sich mit den Briten verständigt haben, ist diese Schwierigkeit beseitigt. Jetzt hoffen wir Alle in Eintracht, daß unter der Mondsichel eine starke mohammedanische Militärmacht entstehe, die Keinem die Meerengen öffnet, den Balkan wieder zittern lehrt und die Stoßkraft der panislamischen Bewegung verjüngt. Waren wir je so einig?“ Der Film ist fertig, das Taggestirn verschwunden; seht dem Mann, der die Kurbel dreht, auf die Finger!

Mohammedanische Kunst.

Die Ausstellung mohammedanischer Kunst in München zeigte in noch nie gesehener Vollständigkeit eine Quelle unserer Kunst. Fließt der griechische Strom auch in herrlichster Fülle, an zweiter Stelle kommen die Anregungen der islamischen Länder (Ostasien ist für uns erst spät eine ästhetische Macht geworden).

Die klassische Kunst hatte ihr Ende erreicht; sie war nicht umgebracht worden, sondern an Entkräftung gestorben. Schon regten sich frische Kräfte: bei den Sasaniden, den Kopten, den Syrern, in Byzanz, in Centralasien. Im Siegeszug warfen die Araber Alles nieder, kraft der ungebrochenen Triebkraft ihrer religiösen Gluth, ihrer Herrschsucht und Raubgier. Prachtliebend und phantastisch, vergeistigt und intellektuell, förderten sie das Schaffen sinnlich reicher, befähigter Nationen, gaben der aufsprossenden Kunst einen neuen, seltsamen Ton. Der Griechen Beherrschung jeder Bewegung des menschlichen Körpers, jeder Regung seiner Seele ließ die Angewandte Kunst in den Hintergrund treten. Wie geschmackvoll, wie richtig sie auch auf diesen Nebengebieten vorgehen, braucht ja nicht erwähnt zu werden. Doch ist es kaum eine Ketzerei, sieht man in der so mannichfachen, so bestechend anziehenden Ornamentik des Mittelalters eine Bereicherung der Kunst. Ruskin fand in der regelmäßigen Gleichförmigkeit klassischer und klassizistischer Architektonik eine fluchwürdige, jedes edle und freie Menschenthum vernichtende Erstarrung. Auch wer nicht so weit geht, empfindet doch die urpersönliche Eigenart, die sozial bedeutsame, ästhetisch wohlthuende Schaffensfreude des mittelalterlichen Handwerkers. So in einem schmiedeeisernen Gitter, den Grotesken eines Chorgestühles, einer Apothekervase. Diesen Reichthum der Kleinkunst verdanken wir der „mohammedanischen Kunst".

Die münchener Ausstellung war auch in ihrer äußeren Gestaltung wichtig. Auf den wohlfeilen Stimmungzauber wurde verzichtet; hier gab es nur einen Luxus, den einzigen, auf den es ankommt: den des genügenden Raumes. In hellen, bei aller Schlichtheit doch vornehmen Räumen kamen allerlei erlesene Stücke aus aller Herren Ländern zur Geltung. In den Eingangsraum hatte man allerdings schreckliche braune und weiße Würfel gemalt; sie mögen kufische Allah-Zeichen sein, bleiben aber „Wiener Sezession". Doch eine Ausschmückung ohne ödes Gewürfel läßt sich ja heute in deutschen Landen nicht denken. Die banalsten Pelargonienbeete prangten draußen; auch Das ist einstweilen bei uns unvermeidlich. Sonst restloser Genuß; ein handlicher Katalog, in

den Annexen ausruhende Unterbrechung. Man brauchte nur Zeit. Die Abertausende, die allerhöchstens zwei Stunden darauf verwandten, behaupten wohl mit Unrecht, daß sie sich „leidenschaftlich“ für Kunst interessiren. Sie haben sich besonders an den Teppichen erfreut. Orientalische Teppiche giebt es im königlichen Empfangsraum wie in der vier Treppen hoch gelegenen Bürgerstube. Jeder glaubt, sie zu kennen, und doch ist ihr Gebiet eins der unzugänglichsten der Angewandten Kunst. Verschiedene Gruppen lassen sich jedoch deutlich überblicken, einzelne Wunderwerke haften im Gedächtniß, einzelne der bewußten oder unbewußten Stilgesetze dieser uns so fremden, ungelehrten Künstler werden uns klar.

Nur die Oberflächlichkeit begnügt sich verhimmelnd mit dem „Farbenrausch“. Wie nach Goethes Urtheil der Inhalt eines lyrischen Gedichtes von allererster Bedeutung ist, so Zeichnung und Komposition bei dem Gemälde des Koloristen, so Zeichnung und Komposition bei der Werthschätzung eines Teppichs. Die schwarzweiße Wiedergabe erlesener Beispiele ist von berückendem Reiz. Unsäglich fein der Rhythmus, das Auftauchen eines Motivs, seine Verkettung, sein erlöschendes Vergehen, das Abwägen der Massen, ihre Vertheilung. Der Kontrapunkt der Borte, der Einklang, die jede Wirkung steigernden Widersprüche. Der Grundplan ist auch bei dem leichtesten Rankenstil symmetrisch, aber nur scheinbar; auch bei geometrischem Ornament, bei arithmetischer Vertheilung giebt es kleine Unregelmäßigkeiten, die ein vibrirendes Leben schaffen.

Als das Sasanidenreich im siebenten Jahrhundert den Arabern unterlag, gehörte ein Prachtteppich des Herrschers zur Beute. Er hieß „Frühling des Khosroe“, war mit Gold durchwirkt, mit Juwelen bestickt, war die Darstellung eines Gartens mit Brunnen und Bäumen und Vögeln. Solche „Gartenteppiche“ wurden noch tausend Jahre später in Persien geknüpft: Wasserläufe, von Fischen belebte Becken, blühende Mandelbäume, auf denen Vögel singen, Cypressen, die in ihrer dunklen Strenge die Masse des Zweiggewirres gliedern und halten, als Rand üppig sprießende Blumen. Dabei eine ruhige, harmonische, den Boden bedeckende Fläche. (Nie wurden Teppiche an die Wand gehängt; diese Entgleisung blieb dem Westen vorbehalten.) Sie entstammen der großen Blüthezeit persischer Kunst, dem sechzehnten Jahrhundert. Vor zwanzig Jahren konnte man die ausgesuchtesten Exemplare für ein paar Hundert Mark erwerben; jetzt werden sie mit Gold aufgewogen. Der auffallendste Teppich der Ausstellung war wohl der „Jagdteppich“ des wiener Hofes. Um ihn für München zu erhalten, reiste Prinz Ruprecht nach Wien. Der Kaiser fragte freundlich

und erstaunt: „Was, habe ich einen so hübschen Teppich?" Er lag, unbeachtet, aufgerollt in Schönbrunn; jetzt wird er auf zweiundeinehalbe Million eingeschätzt. Auch diese „Jagdteppiche" stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert; sie zeigen Thiergruppen und besonders oft den sich auf eine Hirschkuh stürzenden Löwen, ein chinesisches Symbol der Langlebigkeit. Denn auf Schritt und Tritt findet man in Persien den chinesischen Einfluß.

In Armenien und Kleinasien hatte man die persischen Pflanzen und Thiere geometrisch vereinfacht; so entstanden aus den buddhistischen Zeichen des Blitzes die „Vögelteppiche". Auch die Türkei verarbeitete und stilisirte die Vorbilder aus Persien, formte sie in geometrische Muster um. Diese Gattung kam im fünfzehnten Jahrhundert nach Italien und den Niederlanden. Wir finden sie auf Bildern eines Raffaellino del Garbo oder Memling und lernen aus diesen Abbildungen die frühere Teppichkunst kennen. Selten und sehr kostbar ist die bis vor Kurzem „Damaskusteppiche" genannte, jetzt den türkischen Hoffabriken des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zugeschriebene Gattung. Da ist ein seidener Teppich: nur Sterne und Borten, eigentlich nur grün und roth und gelb; aber wie sind die Farben abgewogen, wie klingen die Töne! Die Kette ist gelb, der Schuß ist roth; so steigert dies Gelb die Wärme des Roths und durch die abwechselnde Lage des Fadens entsteht ein schillerndes, weich üppiges Spiel. Anspruchlosere, aus Wolle geknüpft, zeigen ein gedrungenes, übersichtliches geometrisches Arabeskenmuster. So einer aus dem Kaiser-Friedrich-Museum; das Weinroth, Laubgrün, Ultramarinblau ist gleichwerthig und gleichmäßig vertheilt und giebt eine ruhige Harmonie.

Man kanns nicht vermeiden: man muß von der Farbenpracht, den symphonischen Steigerungen der Töne sprechen. Was uns berückt, ist nicht etwa nur, wie so oft behauptet wird, die Patina der Jahrhunderte, die Entfärbung und Verblassung. Mehrere der hier ausgestellten alten Exemplare wirken so frisch, als hätten sie eben erst den Teppichbaum verlassen, und sind doch von hinreißender Farbengewalt. Dagegen zeigen sorgfältige moderne Ergänzungen einer Borte den klaffenden koloristischen Abstand. Man betrachte nur in irgendeinem dieser besten Teppiche ein Farbenfeld. Hier spielt ein helles Türkisblau in violettes Saphirblau, hier erhält es eine Indigotiefe, hier verblaßt es zum sanften Lila einer Immergrünblüte. Und von Weitem ist der Fleck „blau". Dort ist ein gelber Grund; er steigert sich zum Goldorange, zerfließt in Citronentöne, vertieft sich bis zur grünlichen Bronze. Ein „gelbes" Feld. Auf dem Gold- und Silbergrund der „Polenteppiche" (per-

sische Erzeugnisse der guten Zeit, die als Geschenke an Fürsten und Botschafter zu uns kamen) zeigt der florale Rankenschmuck eine Pastellskala von Apfelgrün, Schwefelgelb, blassem Pflaumenblau und Himbeerroth. Das große Rankenmuster eines Teppichs aus der Mehmed-Pascha-Moschee in Stambul hat milchiges Terrakotta, Schieferblau, ein Resedagrün.

Die orientalische Buchkunst ist den Meisten völlig fremd. Gerade heute, wo wir uns so gern mit den Problemen der Buchkunst beschäftigen, ist hier viel zu lernen. Seit einem Jahrtausend ist man dort ans Ziel gelangt. Schon die martinischen Manuskripte aus dem Mesopotamien des achten Jahrhunderts zeigen eine vollkommene Wirkung des Blattes: Schrift und Verzierung homogen, kostbar in Gold gehalten. Wie hoch die islamischen Völker die Schriftschönheit einschätzten, ist bekannt. Auch die Vornehmsten des Landes versuchten sich in dieser Kunst; einige der ausgestellten Korane sind von der Hand eines Sultans geschrieben. Wir sehen die kufische Schrift, die älteste, klassische der Araber aus ihrer heroischen Zeit. Schwere wagerechte Striche mit schneckenartigen Voluten, wuchtige Monumentalität, ein dröhnender Rhythmus. Dann folgt die Kursivschrift des täglichen Lebens, mit den Abarten der nordafrikanischen, der spanisch-maurischen Reiche. Sie sind graziös beweglich. Der in Persien übliche Duktus hat kühne, sich nach oben schwingende Striche und, als letzte Austiftelung, das nervöse Schikusta, eine spitzfindig komplizirte Verschnörkelung haarfeiner Linien.

Selbst unser westliches Auge vermag die Schönheit solcher Blätter zu genießen. Die religiöse figürliche Darstellung war den gläubigen Musulmanen (wie auch anderen ernsten Anhängern spiritualistischer Religionen) ein Aergerniß; so befriedgten sie ihre fromm ästhetischen Gefühle durch die liebevolle, kunstvolle Wiedergabe der heiligen Worte. Jedes dieser Bücher ist ein abgeschlossenes Kunstwerk; wenn man Hunderte untersuchte: nicht zwei würden einander ganz gleichen. Die ersten und letzten Blätter erinnern hier und da an einen herrlichen Rankenteppich. Die Vorsatzseiten haben manchmal weich verschwimmende Motive, ein Nachhallen der streng gezeichneten Ornamente. Die Deckel zeigen feine Goldpressungen, die späteren oft eine spitzenartig ausgeschnittene Verzierung. Offenbar haben diese älteren, über Venedig, auf europäische Einbände gewirkt. Auch Lackdeckel kommen vor; die der großen Zeit sind von höchstem koloristischen Reiz, die neueren meist so bunt, daß sie nur die Nachbarschaft cézannischer Stilleben vertragen könnten.

Weltliche persische und indische Handschriften haben den mannichfachsten Schmuck. Der Hafiz (von Walter Schulze) wurde im sechzehnten Jahrhundert vom Sultan Ali von Meschehed geschrieben. Fast jedes Blatt hat einen anders gefüllten Grund, darauf Goldranken mit Thieren und Pflanzen und menschlichen Gestalten. Eine strenge Umrahmung und doch quellendes Leben; die Vermählung der Regel und der Freiheit. Diesen gesammelten Liedern des Hafiz, dem „Divan", verdankt Goethe die Anregung zu seiner Nachempfindung orientalischer Lyrik. Zeichnungen und Miniaturen sind gleich interessant. Chinesische liegen zum Vergleich daneben und lehren, daß die Anregungen selbständig verwerthet wurden. Die persischen Bildchen haben eine mosaikartige Farbenwirkung; beliebt sind milchige Töne. Da giebt es reines Mennigroth, Fliederblüthenfarbe, Ochsenblutpurpur und Kanariengelb. Kriegsszenen: ein im Kampf gefallener Herrscher, das Haupt auf den Knien seines Knappen, der auf ihn herniedersieht und ein Tuch an seinen Mund preßt, um sein Schluchzen zu ersticken. Ringsum schweigend die Krieger. Jagdszenen: immer der schlanke, zierliche Typus des Pferdes. Liebeszenen: der reichgeschmückte Jüngling steht am Thurm, oben beugt sich die Schöne hernieder, blühende Pfirsichbäume, zwischen ihnen Cypressen. Die indischen Portraitminiaturen zeigen scharf gesehene Charakterisirung der Züge, als Hintergrund lyrische Landschaften mit fernen Gebirgshorizonten und Abendwolken oder die Pracht der weißmarmornen, mit Gold geschmückten Palastaltare. Die Körper sind wenig gegliedert, steifprächtig bekleidet, Hände und Füße schlecht gezeichnet. Indische und persische Maler lassen ihre Gestalten nie fest und sicher auftreten. Das Zeichen einer gewissen künstlerischen Schwäche, so bei Filippo Lippi, so bei dem vergötterten Greco. Allerdings haben einige Werke der namhaften persischen Meister (Behzod, Riga Albani) zuverlässigere Zeichnung.

Gold- und Silberwaaren durften das Gebethaus nicht schmücken; so wurde denn alle erdenkliche Pracht für das Glasgeräth aufgespart. Moscheelampen tragen die Inschrift: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde, dieses Licht gleicht einer Flamme, die in einem Kristall leuchtet wie ein Stern." Einfach edle Formen, ein blasses Topasgelb mit farbigem Schmelz verziert. Mit solchen Lampen und Teppichen waren die feierlichen alten Kathedralen des Islam überreichlich geschmückt. Im Dunkel der mit Wohlgerüchen durchdufteten Hallen leuchtete gedämpft die Farbengluth. Unsere Museen sollten einen Bruchtheil der für gigantische Fälschungen, Feudalburgen, romanische Schlösser, gothische

Kirchen des zwanzigsten Jahrhunderts bewilligten Staatsmittel erhalten, um Modelle herzustellen. Dann würden auch die islamischen Bauten besser verstanden. Die späte, zum größten Theil minderwerthige Ausschmückung der Alhambra ist weltbekannt, wurde und wird eifrig kopirt; die schlichte Größe der maurischen, sarazenischen und persischen Thürme, Thore, Festungen, ihrer ältesten Gotteshäuser (etwa der noch heute von Zuthaten verschonten Moschee von Keruan in Tunis) ist nicht Vielen auch nur aus Nachbildungen gegenwärtig.

Immer wieder kommt man auf Persien; und doch war es immer Verschmelzungsgebiet der verschiedensten Kulturen. Es hat sich mit der Kunst der Babylonier, der Griechen, Chinesen und Tataren amalgamirt. Wie kaum je ein Volk waren die Perser aneignungsfähig, wie selten ein Volk haben sie auf andere Völker gewirkt. Bei den arischen Persern überwiegt das Blumen- und Thiermotiv, bei den semitischen Arabern der polygone Schmuck, die an algebraische Aufgaben grenzende Durchkreuzung der Linien, das Räthsel aufgebende Netz der gebrochenen Winkel.

Dem Kriegervolk der Türken wird Unfruchtbarkeit in den Künsten nachgesagt. Außer den Wunderwerken ihrer Teppichkunst sahen wir aber recht reizvoll gemusterte alttürkische Seidenstoffe. Vielleicht werden ihre „Rhodusteller" überschätzt; jedenfalls bieten diese stilisirten Blüthen mit dem heiteren Grün und Blau, dem charakteristischen Ziegelroth eine gute Augenweide.

In den Kopten sieht Mancher mit dem Verfasser des berliner Museumskatalogs „die genetische Vorstufe der arabischen Kunst. Vor Allem ornamental, pflegt sie die lückenlose Flächenfüllung, hat die Forderungen der Arabeske." Lassen Ungelehrte, wie die Verfasserin dieser Zeilen, die Koptensäle auf sich wirken, so sind sie von der Richtigkeit dieser Meinung überzeugt. Von anderen Kennern wird sie nicht getheilt. Aus einzelnem Koptengeräth weht uns eine seltsame Stimmung an. Hier giebt es grobe wollene Stickereien mit Köpfen, die an die bekannten egyptisch-alexandrinischen Sargdeckel erinnern. Aber ein neuer Ausdruck religiöser Erregung ist in diesen Zügen; die Sticker lebten in einer Zeit der Askese, des grübelnden Suchens nach Reinheit und Wahrheit.

Achtzig Räume; und in jedem ist Werthvolles zu sehen. Hier ist eine alte, mit Schmelz geschmückte Schüssel, mit Darstellungen des Thierkreises, von bester Raumvertheilung, von einer vorzüglichen Tonalität. Sie wurde für einen syrischen Ortokidenfürsten des zwölften Jahrhunderts gearbeitet und ist das einzige Beispiel des verschwundenen frühmohammedanischen, auf byzantinischer

Technik beruhenden Schmelzes. Man wußte, daß die Chinesen diese Emailstücke „westliche Waare" nannten, und erkennt nun aus diesem einen Ueberbleibsel, woher die Anregung zu der so großartig sich entwickelnden chinesischen Schmelzkunst kam.

Diese Schüssel mögen Kreuzfahrer bewundert, sie vielleicht mit ihren heimischen Erzeugnissen vom Niederrhein und aus Limoges verglichen haben. Gern verfolgt man in diesen Sälen die Zeugen alter Zeit. Schätze, welche die nordländischen Ritter mit staunendem Neid betrachteten, wohl auch einmal mit nach Haus nahmen. Erinnerungen an eine phantastische Weltepisode. In diesen orientalischen Höfen fanden die Ritter zu ihrem Erstaunen manche ihnen naheliegenden Begriffe: Feudalität, Wappen, Minnedienst, Freude am Waidwerk, am Kampf; den Kultus der vornehmen Abstammung, der persönlichen Ehre, des unbeugsamen Muthes; die Pflichten des adeligen Wortes und des Frauendienstes. Aber Alles erschien ihnen unfaßlich verfeinert. Mit Eifer wurde die Musik gepflegt; auch die Herrscher gerieten durch kunstvollen Gesang in erregte Verzückung. Diese mit Juwelen geschmückten Fürsten waren erfahrene Jäger, draufgehende Krieger: und doch konnten sie die kunstvollsten Schriftzüge malen. Sie waren gebildet, übten sich in silbenstechender, komplizirter Dichtkunst und beriefen Gelehrte, um sich in der Dialektik auszubilden. Die weisen Männer wurden erst durchräuchert, durchduftet, dann in den Goldmosaikraum des Herrschers geführt und nun entspann sich eine freimüthige Diskussion über allerlei subtile Fragen. Märchenhaft erschien der Luxus; da gab es Palastgebiete von einer Stunde im Umfang, unübersehbare Schaaren von Dienern im Damastgewand, die Höfe waren mit grünem Marmor (verde antico) gepflastert, Gold, Silber und Juwelen verzierten Tag und Nacht plätschernde Brunnen. Frauen sah man in der Ferne, ihre Schleier glichen einem mit Goldfäden durchzogenen Spinnengewebe. Bei den Festen rieselten Blumenblätter auf die Gäste hernieder.

Da hängt auch der Mantel Kaiser Heinrichs des Zweiten in der schwer goldenen Pracht, mit Reitern, mit Löwen, Ranken und Vögeln verziert. Hier ist ein sammetbrokatener rechter Handschuh und die goldene Armschiene, mit der Soleiman in die Schlachten ritt. Die moskauer kaiserliche Rüstkammer hat eine mit Edelsteinen besetzte, massiv goldene Wasserkanne und Wasserschüssel gesendet; türkische Arbeit. Die Mutter Peters des Großen schenkte sie ihrem Enkel Alexei. Der junge Thronerbe wusch sich in diesem goldenen, mit Smaragden geschmückten Geräth; und wurde später vom Zaren-Vater zu Tode geprügelt. Da giebt es Glaspokale mit einem Dunst

der feinsten Gold- und Schmelzornamente. Alle Deutschen wissen vom „Glück von Edenhall“, wenige vom deutschen „Schicksalsglas“, das auch aus dem Orient stammt und seit vielen Jahrhunderten im alten westfälischen Felsenschloß der Freiherren von Landsberg ängstlich verwahrt wird.

Jedes Schulkind lernt, daß Oesterreich, ja, ganz Deutschland damals vor den anrückenden Türken „zitterte“; und doch ists nicht leicht, diese noch nicht so ferne Zeit lebendig zu empfinden. In dieser Ausstellung wurde sie anschaulich. Da war die Türkenbeute des Prinzen Eugen und des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Diesen Sattel brachte Kurfürst Max Emanuel aus dem erstürmten Belgrad, jene große Janitscharentrommel wurde in der Schlacht von Mohacs gerührt. Ueber ihr hing die einst im Getümmel wild wehende „Blutfahne“ der Türken; sehr groß, aus rother Seide, das zweiklingige Schwert des Kalifen Ali ist eingestickt.

Ein Bekannter hatte einen geistvollen Einwand gegen diese mohammedanische Kunst: sie gebe subtile Orgien der Zersplitterung, der nervösen Verwirrung der großen Linie, auf die es in der Kunst wie im Leben ankomme. Wer so empfindet, darf sie ruhig entbehren. Doch wird man von der Musik nur die Anfeuerung, das schaffensfrohe Dur fordern und auf die hinschmelzende, sinnende Verfeinerung des Moll mit all seinen Träumen verzichten? Wer in dieser Kunst allein die Verzierung sieht, drang nur in den äußeren Vorhof. Der Islam schuf Gebilde von lebendig schlichter Vollendung. Wo wir sie fühlen, haben wir „klassische“ Kunst.

Marie von Bunsen.

Suez und Bagdad.

I.

Am fünfzehnten November 1854 trug Ferdinand Lesseps seinem Freund, dem am dreizehnten Juli zur Regirung gelangten egyptischen Vicekönig Mohammed Said Pascha, auf einer gemeinsamen Karawanenreise von Alexandria nach Kairo zum ersten Mal seinen auf die Durchstechung des Isthmus von Suez gerichteten Plan vor, der ihn schon seit mehr als zwei Jahrzehnten beschäftigte. Aehnliche Anregungen waren seit dem achten Jahrhundert, seit den Tagen, da der Khalif Abu Dschafar el Manssur die zeitlich dritte vorhandene Schiffahrtstraße zwischen dem Rothen Meer und den Nilmündungen aus strategischen Gründen vernichten ließ (767 nach Christi Geburt), bald hier, bald da aufgetaucht, ohne je der Verwirklichung näher zu kommen. Said Pascha ging schneller auf die Anregung ein, als Lesseps je zu

träumen gewagt hätte. Schon zwei Tage nach der Ankunft in Kairo und nur zwölf Tage nach der erwähnten Unterredung sprach der Vicekönig den zu seiner Begrüßung versammelten fremden Konsuln von seinem Entschluß, den Suezkanal herzustellen, und schon am dreißigsten November war Lesseps Besitzer der vorläufigen Konzession zum Kanalbau. Der ungeheure Plan fand fast überall freundliches Wohlwollen; nur in England sah man aus scheelen Augen auf das Unternehmen und suchte es zu hindern. Als Herr von Kapstadt gebot England über den einzigen Verkehrsweg nach Indien und konnte deshalb nicht wünschen, daß eine andere Nation nun einen kürzeren Seeweg schaffe.

Als Lesseps 1855 nach Konstantinopel ging, um dort persönlich vom Sultan die Bestätigung der ihm vom Vicekönig gewährten Konzession zu erbitten, blieb sein Gang erfolglos: Englands Gesandter, Lord Strafford, wußte den Großherrn zu bewegen, die Entscheidung zu vertagen. Dabei blieb es, bis endlich, im Jahr 1866, ein zorniges Wort des damals in Europa mächtigsten Mannes, des Kaisers Napoleon, den Sultan Abd ul Aziz zu rascher Genehmigung des Vereinbarten trieb.

Nachdem im Dezember 1855 eine „internationale Kommission", unter Lesseps' Führung, das für den künftigen Suezkanal in Betracht kommende Gelände eingehend besichtigt und ein durchaus günstiges Gutachten abgegeben hatte, war dem Ingenieur Lesseps am fünften Januar 1856 vom Khedive die endgiltige Konzession zum Bau und Betrieb des Kanals auf neunundneunzig Jahre bewilligt worden. Lesseps wollte nun das erforderliche Kapital von 200 Millionen Francs zusammenbringen, um ernstlich an die Arbeit gehen zu können. In dem Werk „Percement de l'isthme de Suez" entschleierte er 1856 der Oeffentlichkeit seine Absicht. In England suchte er seine heftigsten Gegner, an deren Spitze der Premierminister Lord Palmerston stand, persönlich auf, um sie zu überzeugen. Doch der Liebe Mühe blieb umsonst.

Seltsam berührt es heute, da der Suezkanal das vielleicht großartigste und ertragreichste britische Verkehrsunternehmen geworden ist, die Gründe zu lesen, mit denen im Juli 1857 Lord Palmerston im Oberhaus den Kanalplan bekämpfte, das „Schwindelprojekt, wie sie oftmals auftauchen, um britischen Kapitalisten das Geld aus der Tasche zu ziehen". Auch in Konstantinopel arbeiteten die englischen Agenten noch mit Erfolg: die türkische Regierung war nicht zu bewegen, den Plan zu billigen oder gar finanziell zu unterstützen. Am Besten, dachte Lesseps, wäre es, den Sultan vor ein fait accompli zu stellen, vor die Thatsache der Gründung einer Suezkanal-Gesellschaft. Im Herbst 1858 forderte er zu Geldzeichnungen für sein Unternehmen auf. Der Erfolg übertraf seine kühnsten Erwartungen: in allen civilisirten Ländern öffneten sich die Kapitalistentaschen; sogar in England, wo selbst Freunde Palmerstons zu Lesseps übergingen. Die ministeriellen Organe spien Wuth, zeterten über die unglaubliche Dummheit der Aktionäre und prophezeiten ihnen, aus dem unmöglichen Kanal werde auch nicht ein Pfennig Gewinn in die Taschen britischer Bürger zurückfließen.

Als im April 1859 dann die Arbeiten am Kanal wirklich begonnen hatten, verbreiteten die englischen Blätter Jahre lang das Märchen, die Arbeit sei nur Scheinwerk und der ganze Kanal nur in der Phantasie des Herrn von Lesseps möglich. Bis ins Frühjahr 1865 bezweifelte man deshalb selbst in Alexandria, daß an dem Kanal ernsthaft gearbeitet werde. Die Zweifel verstummten erst, als eine internationale, aus hundert Handelskammervertretern bestehende Kommission das fertige Kanalstück von einem Ende bis zum anderen befahren und sich überzeugt hatte, daß an der Vollendung nicht mehr viel fehle.

Said Pascha wurde seit dem Beginn der Kanalarbeiten vom britischen Konsul unablässig bestürmt, er möge dem Unternehmen seine Unterstützung entziehen; und der Vizekönig, ders mit den Engländern nicht verderben durfte, mußte nun laviren und thun, als sei ihm der (insgeheim ersehnte) Kanal gleichgiltig geworden. Er sah denn auch die Arbeit am Suezkanal nie aus eigenem Auge. Und als der kaum Einundvierzigjährige im Januar 1863 gestorben war, kam auch sein Nachfolger Ismail Pascha in die selbe schiefe Lage: auch er durfte sich sechs Jahre lang niemals persönlich vom Stande der Arbeiten überzeugen; erst 1869, wenige Monate vor der offiziellen Eröffnungfeier, sah sein Auge endlich den Stolz seines Landes. Noch mehrmals hatten die Hetzer Erfolg. Der Vicekönig, von Abd ul Aziz und den englischen Geschäftsträgern genöthigt, weigerte sich, die übernommene Pflicht zur Gestellung von Arbeitern für den Kanalbau zu erfüllen, und muthete den Franzosen neue, drückende Bedingungen zu, die Lesseps rundweg ablehnte. Schließlich kam es zu dem an gewissen Stellen herbeigewünschten Konflikt zwischen Ismail Pascha und der Suezkanal-Gesellschaft und zu einem Schiedsgericht, dem Louis Napoleon selbst vorsaß.

Am siebenzehnten November 1869 wurde der Kanal eröffnet. Die glanzvollen Feiertage vereinten die Welten des Christenthums und des Islams in nie wieder gesehener Innigkeit. Goethes Wort schien Wirklichkeit geworden: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.“ Nur Britanien schloß sich geflissentlich, schmollend, von den Festen aus und that, als habe sich in den Menschheitbezirken nichts geändert. Doch schon zwei Jahre nach der Eröffnung war unter den Flaggen der den Kanal durchfahrenden Schiffe keine so oft zu sehen wie die englische. So ists geblieben. Mehr als sechzig Prozent aller im Suezkanal auftauchenden Schiffe zeigen noch heute den Union Jack.

Als man in England erkannte, daß der Suezkanal ein rentables Unternehmen von sicherer Zukunft sei, schlug die Stimmung um. Lesseps wurde 1870 in London wie ein Held und Heiland bejubelt. In der Stille aber ließ D'Israeli, der Premierminister, jede erreichbare Suezkanalaktie ankaufen; und als 1875 der Khedive Ismail Pascha, einer der Hauptaktionäre, durch seine tolle Verschwendung in finanzielle Nöthe gerathen war, kaufte die britische Regirung ihm im November sämmtliche Suezkanalaktien, 177 602 Stück, im Werth von 4 Millionen Pfund ab und hatte damit die britische Herrschaft über das Kanalunternehmen

gesichert. Der wirthschaftlichen folgte die politische Eroberung: seit 1882 ist England Herr in Egypten und Herr des Suezkanals; das von französischem Genie und zum größten Theil mit französischem Geld geschaffene Werk ist heute in britischem Besitz und der Ertrag des „Schwindelprojekts“ hat in dem bisher ertragreichsten Jahr (1898) den (zum größten Theil englischen) Aktionären 85294769 Francs Reingewinn geliefert.

II.

Am dreiundzwanzigsten Dezember 1899 schloß Dr. Georg Siemens, Direktor der Deutschen Bank und Vorsitzender des Verwaltungsrathes der „Société du chemin de fer ottoman d'Anatolie“, in Konstantinopel mit dem türkischen Handelsminister Zihni-Pascha einen Präliminarvertrag, der dieser Bahngesellschaft die Aufgabe zuwies, binnen acht Jahren das Netz der damals in Konia endenden anatolischen Bahnen in Normalspurweite bis an den Persischen Golf zu verlängern. Seit diesem Tag sind elf Jahre vergangen; die „Bagdad-Bahn“ hat aber soeben erst den kilikischen Taurus überschritten und ist von Euphrat und Tigris, gar vom Persischen Golf noch sehr fern. Offenbar hat also der Optimismus, der zum Vertragsabschluß trieb, nicht mit gewissen Hindernissen gerechnet. Von welcher Art mögen sie sein?

Um die anderen europäischen Mächte der Einführung eines neuen türkischen Zolltarifes geneigt zu machen, dessen man bedurfte, um die erforderlichen Garantien für die von der türkischen Regirung zu bewilligenden Kilometergelder zu erhalten, beschloß man in Deutschland, die Bagdadbahn nicht zu einem rein deutschen Unternehmen zu machen, sondern ausländisches Kapital heranzuziehen, ohne jedoch die deutsche Führung zu gefährden. Russische, französische und englische Finanzmänner sollten für das Unternehmen interessirt werden. Der Erfolg war dürftig. Den Russen winkte der Finanzminister ab: dem Russentrachten nach dem Persischen Golf konnte es nur schaden, wenn dort, neben dem britischen und türkischen Mitbewerber, noch ein vierter Interessent auftauchte. Auch witterte man in der geplanten Bahn die Konkurrenz mit den mittelasiatischen und den sibirischen Bahnen und fürchtete obendrein die Schädigung der eigenen Produktion an Getreide, Baumwolle und Petroleum. In Frankreich merkte mans freilich früh: Tua res agitur! Die französischen Bahnunternehmungen in Syrien und Palästina mußten beträchtlich an Werth gewinnen, wenn sich ihnen die Möglichkeit eines Anschlusses an einen vom Bosporus herabkommenden Schienenweg bot. Zwar begegnete die Bagdadbahn auch in Frankreich mancher Unfreundlichkeit: unter Delcassé versagte die Regirung im Oktober 1903 die Zulassung der Bagdadbahn-Obligationen zur offiziellen Börsennotiz. Doch wurden diese Schwierigkeiten überwunden; und Frankreich, dessen Finanzwelt 40 Prozent des Gesammtkapitals für die Bagdadbahn aufgebracht hat, ist an der Zukunft dieses Unternehmens heute kaum minder stark interessirt als Deutschland.

In England ähnelte die erste Dezennalerfahrung der von Lesseps

gemachten. Nicht ohne Grund konnte sich der Brite sagen, daß eine vom Bosporus nach Mesopotamien laufende Bahn die österreichischen und deutschen Interessen im Orient mehr fördern werde als die englischen; und obwohl gewichtige Stimmen betonten, daß die Bagdadbahn auch England nützen müsse (schon durch die Möglichkeit, die Post zwischen London und Bombay künftig in acht Tagen zu befördern), behielten die Gegner die Oberhand und gewannen ihrer Ansicht auch die Regirung. Wie man einst den französischen Suezkanal mit allen Mitteln bekämpft hatte, weil er die Stellung Kapstadts früh oder spät zu schädigen drohte, so suchte man jetzt die deutsche Bagdadbahn zu vereiteln, weil sie dem britischen Suezkanal einen Theil seines Verkehrs entziehen konnte. Aus dem selben Grund, allerdings auch in Folge von strategischen Erwägungen, hat sich ja die britische Regirung seit den achtziger Jahren stets geweigert, einer Verlängerung des russischen Bahnnetzes durch Afghanistan nach Indien zuzustimmen, obwohl damit ein neuer Verkehrsweg von unabsehbarer Bedeutung geschaffen würde. Englands Kapitalisten blieben also dem deutschen Unternehmen fern; nachdem am fünften März 1903 die endgiltige Konzession für den Bahnbau im ganzen Umfang gewährt war, erklärte im April des selben Jahres der Premier Balfour im Unterhaus, England werde sich an dem Bahnbau nicht betheiligen.

Um die nöthigen Kilometergeld-Garantien für die Bahnlinie zu erhalten, von der zunächst nur ein 200 Kilometer langes Stück (Konia-Bulgurlu) gesichert und in Angriff genommen worden war, hatte Deutschland sich seit Jahren bemüht, eine Erhöhung der türkischen Zolleinnahmen durchzusetzen. Die Mehreinnahmen sollten, laut Zusage der türkischen Regirung, der Bagdadbahn zufließen. Zur Durchführung der Zollreform war aber die Genehmigung der europäischen Mächte nöthig. England widersetzte sich, aus nun verständlichem Grund, Jahre lang dem Reformplan; als es schließlich, im Jahr 1906, die Zustimmung nicht länger weigern konnte, knüpfte es an sie die Bedingung, daß alle Mehreinnahmen in Makedonien zu verwenden seien. Im Oberhaus gaben namhafte Redner (Lord Aveburh, Lord Ripon) ihrer Antipathie gegen das deutsche Unternehmen offenen Ausdruck. Um die Türkei aus der mißlichen Lage zu befreien, die aus zwei einander widersprechenden Zusagen entstanden war, verzichtete Deutschland auf die Erfüllung des Versprechens, die erhöhten Zolleinnahmen zu Kilometergeld-Garantien für die Bagdadbahn zu verwenden. England schien gesiegt zu haben; und bis in den Sommer 1908 stockte der Bahnbau.

Inzwischen waren, durch die im September 1903 möglich gewordene Unifikation der türkischen Staatsschuld, für die Pforte neue, von Jahr zu Jahr wachsende Einnahmen verfügbar geworden (die im Jahr 1907 435 000 Türkische Pfund betrugen). Diese Ueberschüsse ließ Abd ul Hamid der Bagdadbahn zufließen. Und am zweiten Juni 1908 konnte der endgiltige Vertrag unterzeichnet werden, der die Weiterführung der Bagdadbahn bis ins innere Mesopotamien hinein sicherte.

Seitdem glaubt man auch in England an die Zukunft der Bagdadbahn; man hofft wohl sogar auf sie, denn die großartigen englischen Pläne einer Neukultivirung des Zweistromlandes, die mit Zustimmung der türkischen Regirung unter des genialen Sir William Willcocks Leitung ausgeführt werden, müssen den Wunsch nach einer vom Mittelmeer und Bosporus nach Mesopotamien führenden Eisenbahn erwecken. Wird auf die Endstation am Persischen Golf verzichtet oder die deutsche Vorherrschaft beseitigt, dann kann die Bagdadbahn den Briten eben so werthvoll werden wie einst der Suezkanal.

Da mußte also vorgebeugt werden. In dem anglo-russischen Abkommen von 1906 heißt es, der südlichste Theil der Bagdadbahn sei einer internationalen Kontrole zu unterstellen. Da man aber bezweifeln durfte, ob diese Forderung, wenn sie von den beiden heftigsten Gegnern des Unternehmens gestellt würde, durchzusetzen sei und da ja auch Englands Verkehrsgesellschaften selbst nirgends internationaler Kontrole unterworfen sind, suchte Britanien sich schnell auch am dereinstigen Endpunkt der Bahn das Uebergewicht zu sichern. Von Jahr zu Jahr befestigt es seine Position am Persischen Golf mehr; und auch die Absicht, Mesopotamien zu einem zweiten Egypten zu machen, wird immer sichtbarer. Der Aufstand des Sultans von Koweit gegen die türkische Regirung (Haeselers tüchtiger Schüler Pertev Pascha hat ihn erst 1906 erstickt) war, wie 1905 der gefährlichere im Yemen, mit britisch-indischen Waffen und britisch-indischem Geld unterstützt worden. Der 1907 nöthig gewordene Einspruch der Pforte gegen britische Vermessungen im Persischen Golf, die sich allzu nah bis an die arabische Küste dehnten, der merkwürdige Eifer, den England in der mesopotamischen Bewässerungfrage zeigt, die Erzwingung des Schiffahrtmonopols auf Euphrat und Tigris für die britische Lynch-Gesellschaft, Willcocks' Plan einer Konkurrenzbahn Beirut-Bagdad: das Alles lehrt deutlich, wohin die Reise gehen soll. Und wer noch zweifeln konnte, mußte durch ein Ereigniß von symptomatischer Bedeutung eines Bessern belehrt werden.

Der politisch kluge Abd ul Hamid wollte, daß im südöstlichen Kleinasien die Bagdadlinie der Küste fern bleibe. Wirthschaftlich war zwar die Führung des Schienenweges nach Mersina oder Alexandrette ungleich vortheilhafter als die Durchquerung des schwer zugänglichen Amanus-Gebirges und das Verharren im Hinterland der Küste, die nur durch die von Engländern gebaute Stichbahn Mersina-Adana Anschluß an die Bagdadbahn erhalten sollte. Aber wichtiger waren dem schlauen Sultan die strategischen Vortheile der Bahnführung im Hinterland. Schon Hellmuth von Moltke hat, aus strategischen Erwägungen heraus, gewarnt, eine künftige Bahn vom Bosporus zum Persischen Golf an die Küste heran zu führen, wo sie in politisch erregten oder gar kriegerischen Zeiten durch ein paar Kriegsschiffe strategisch entwerthet oder ganz ausgeschaltet werden könne. Andere Kenner des Landes und der Verhältnisse haben sich Moltkes Urtheil angeschlossen; noch in diesem Jahr hat Graf Schweinitz öffentlich von einer

etwa beabsichtigten Küstenführung der Bagdadbahn abgerathen. Wenige Tage danach genehmigte das türkische Ministerium, daß die Bahn nicht, wie beabsichtigt war, von Adana über Misis, Osmanye und Bagdsche ins Amanus-Gebirge hinein und weiter nach Biredjik am Euphrat, sondern von Adana an die Küste nach Alexandrette und dann über Aleppo nach dem Euphrat gebaut werde. In Friedenszeiten wird diese Streckenführung sich als sehr einträglich erweisen; aber dieser Vortheil wird mit einer fast völligen strategischen Entwerthung der Bagdadbahn (und auch der Mekkabahn) theuer erkauft. Unter Abd ul Hamid wäre dieser Beschluß undenkbar gewesen; er hätte erkannt, daß diese Führung der Trace die Engländer von vorn herein strategisch zu Herren der Bagdad- und der Mekkabahn macht. Um so sicherer, als das seit 1878 englische Cypern den Golf von Iskenderun und damit die Küstenstrecke der Bagdadbahn beherrscht. Auch die Jungtürken ahnen diese Gefahr, scheinen sie aber in ihrer Tragweite zu unterschätzen und nicht zu bedenken, daß künftige Aufstände in Yemen oder Koweit jetzt nur noch mit des Erregers Erlaubniß niederzuzwingen sein werden.

Nach diesem Erfolg am Golf von Iskenderun kann England den weiteren Fortschritten der Bahn ruhig entgegensehen; die „Kontrole“ ist ihm für den Ernstfall ja gewiß. Möglich, daß es einst, wenn die „deutsche“ Bagdadbahn offiziell eröffnet wird, der Feier wieder schmollend fern bleibt (falls es dann solche Maske noch für unentbehrlich hält); vorher und nachher aber dürfte es versuchen, möglichst viele Bagdadbahn-Aktien aufzukaufen, oder, wenn die Statuten unüberwindliche Hindernisse bieten, mit anderen Mitteln den deutschen Vorstoß zu hemmen trachten. Das ist ihm beinahe ja jetzt schon gelungen.

Gedenket an Suez!

In den letzten Monaten wurde in der Presse erzählt, daß Willcocks, an der Durchführbarkeit seiner Wiederbewässerungpläne verzweifelnd, Mesopotamien den Rücken gekehrt habe. Da seine Arbeiten noch in den Anfängen stecken, klang diese Nachricht von vorn herein unglaublich. Willcocks hat ihr denn auch in sehr lebhaftem Ton widersprochen. Er hat der englischen Regirung ferner den Plan unterbreitet, von Mesopotamien aus in gerader Linie eine Eisenbahn nach Damaskus zu bauen, von wo die Mittelmeerhäfen Beirut und Haifa erreichbar sind. Darin könnte eine ernste Gefahr für die Bagdadbahn liegen; doch ist nicht zu erwarten, daß die türkische Regirung, auch bei größter Nachgiebigkeit gegen Englands Wünsche, die Genehmigung zum Bau einer solchen Bahn geben wird, die nur Englands politischen Plänen förderlich sein würde, die Bagdadbahn aber, an der die Türkei lebhaft interessirt ist, unter Umständen schwer schädigen könnte. Immerhin sind Ueberraschungen aller Art, wie die bisherige Geschichte der Bagdadbahn gezeigt hat, nicht ausgeschlossen. Was würde Georg von Siemens sagen, wenn er das Zwerggebilde sähe, das im Lauf von elf Jahren als Frucht seines groß gedachten Planes entstanden ist!

Friedenau. Dr. Richard Hennig.

Das Greisenalter des Augustus.*)

Tiberius hatte zu Beginn des Jahres 9, als er sich überzeugt hatte, daß der Aufstand in Pannonien beendet sei und nur noch Dalmatien ihm zu schaffen mache, den Oberbefehl an Germanikus abgegeben und war nach Italien zurückgekehrt, wo nach seinen Erfolgen die Stimmung umgeschlagen war und man ihm zu Ehren großartige Festlichkeiten veranstaltete. Bald sollte sich zeigen, daß der dalmatische Feldzug ein schwierigeres Unternehmen war, als man anfangs geglaubt hatte. In Abwesenheit des Tiberius hatten die Soldaten, der vielen Kreuz- und Querzüge überdrüssig, eine Kundgebung gegen die Zauderstrategie des Höchstkommandirenden veranstaltet; sie verlangten, man solle durch eine Entscheidungschlacht der Sache ein Ende machen. Nun aber besaß Germanikus weder das nöthige Ansehen bei der Truppe noch die rücksichtlose Energie, um die Soldaten im Zaum zu halten. Um Schlimmeres zu verhüten, eilte Tiberius nach Dalmatien zurück und errang im Oktober einen vollständigen Sieg über die Dalmaten, durch den der Krieg beendet wurde. Endlich konnte die langersehnte Botschaft in Rom eintreffen: der große Aufstand war niedergeschlagen, Rom hatte noch einmal gesiegt. Man nahm sie mit ungeheurem Jubel auf. Der Senat verlieh durch einen Beschluß dem Augustus den Titel Imperator; Tiberius durfte einen Triumph feiern und man errichtete ihm zu Ehren in Pannonien Triumphbogen; dem Germanikus und den anderen Generalen wurden die Insignien des Triumphators verliehen, ihm außerdem das Vorrecht, vor dem gesetzlichen Alter Konsul werden zu können; Drusus, der Sohn des Tiberius, erhielt das Recht, an den Sitzungen des Senats theilzunehmen, noch bevor er Senator war, und nach Bekleidung der Quaestur die Stellung eines Senators mit praetorischem Rang einzunehmen. Dabei hatte Drusus den Feldzug gar nicht mitgemacht; man wollte eben in der Person des Sohnes dem Vater eine Ehrung erweisen. Aber während der Senat seine Beschlüsse faßte, während das Volk seiner Freude über die glückliche Beendung des langwierigen Krieges lauten Ausdruck verlieh, fünf Tage nach Eintreffen der Siegesbotschaft aus Illyrien, kam eine furchtbare Schreckenskunde vom Rhein. Ganz Germanien vom Rhein bis zur Elbe hatte sich erhoben; die jenseits vom Rhein garnisonirenden Legionen waren niedergehauen worden oder in Gefangenschaft gerathen; der legatus des Augustus,

*) Ferreros „Größe und Niedergang Roms“, das hier oft schon erwähnte Werk des italienischen Soziologen, ist der größte Historikererfolg unserer Tage geworden. Der sechste (letzte) Band, dem heute ein Fragment entnommen wird, soll noch im November bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinen. Die sorgsame Uebersetzung ist die tüchtige Leistung des Herrn Dr. Kapff. Der deutschen Ausgabe wird ein genauer Index angefügt werden, der allen anderen Ausgaben fehlt.

Publius Quintilius Varus, hatte sich selbst den Tod gegeben, um nicht lebend dem Feind in die Hände zu fallen; der ganze Stab, die Generale und Offiziere waren getötet oder gefangen genommen worden; das Kastell Aliso hatte sich übergeben müssen. Wohl suchte man die ganze Schuld sogleich auf Varus abzuwälzen, aber dem tiefer Blickenden konnte nicht entgehen, daß die wahre Ursache dieser unerwarteten Katastrophe in den inneren Krebsschäden zu suchen waren, die das Reich zerfraßen und die Niemand besser erkannte als Tiberius, obwohl er nicht im Stande war, sie zu heilen, und sich sogar zuweilen genöthigt sah, ihnen Zugeständnisse zu machen. Die Schuld lag an der graeco-italischen Civilisation und der römischen Verwaltung, die überall, in Germanien wie in Pannonien, in gleicher Weise die barbarischen Stämme zu verzweifeltem Widerstand aufreizten, und an dem militärischen Niedergang Roms, das die Erhebungen nicht mehr niederzuwerfen vermochte, die in steigendem Maße durch die ganze Entwickelung seiner Expansion hervorgerufen wurden. Publius Quintilius Varus sollte in Germanien die neue Politik durchführen, mit deren Hilfe Tiberius einen festen Untergrund für die römische Herrschaft in diesen weiten Gebieten zu errichten hoffte, und die Wahl, die man getroffen, war nicht so unglücklich ausgefallen, wie es später, als das Unglück geschehen war, hieß. Quintilius Varus hatte während seiner Amtsthätigkeit in Palästina bei dem Aufstand, der nach dem Tode des Herodes ausgebrochen war, Beweise von Muth, Thatkraft und politischem Scharfblick gegeben. Er hatte den Anfang damit gemacht, in Germanien römisches Gesetz und Recht einzuführen; er hatte Alles gethan, um römischen Sitten und dem fremden Handel den Weg zu bahnen; er hatte endlich zum ersten Mal, als Rom für den Krieg in Illyrien und Pannonien Geld brauchte, den Germanen eine Steuer auferlegt. Diese aber hatten sich wohl nach dem Tode des Drusus in die rein formelle Unterwerfung, mit der Augustus sich zufriedengab, geschickt, waren aber aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden, als die nachdrücklichere Romanisirungpolitik des Tiberius sich immer fühlbarer machte und die Centurionen einen Tribut einforderten, der den Weg vom Rhein über die Alpen bis nach Rom finden sollte. Jetzt war es um ihre einstige Freiheit geschehen, um Alles, was ihnen theuer war, sie mußten das Kriegsbeil begraben, das ein Stamm so oft gegen den anderen geschwungen hatte, und ihre alten Sitten und Bräuche waren dem Untergang geweiht. Die Prokonsuln, Centurionen, Kaufleute und die (nicht ohne Grund) ihnen besonders verhaßten Juristen würden jetzt das große Wort führen. Die Erbitterung der Germanen hatten vor Allem die Versuche des Varus, das römische Prozeßverfahren einzuführen, und die Steuererhebung verschuldet. Der pannonische Aufstand blies den unter der Asche glimmenden Funken zum Brande an. Ein vornehmer Cherusker, Arminius, der das römische Bürgerrecht besaß und mit Varus befreundet war, knüpfte mit den germanischen Häuptlingen Unterhandlungen wegen einer allgemeinen

Erhebung an und wandte dabei nach außen die zähe Verstellungskunst an, wie sie der Barbar im Kampf gegen die Civilisation mit so einzigartigem Geschick als Waffe zu gebrauchen pflegt. Wenn Rom sich durch den illyrischen Aufstand einen solchen Schrecken einjagen ließ und so viel Mühe hatte, ihn zu bewältigen, dann konnte ein Ausbruch, der gleichzeitig in Germanien erfolgte, die Römer für immer über den Rhein zurückwerfen. Die Anstifter dieser Verschwörung bereiteten Alles in stiller, rastloser Arbeit vor, ehe sie endlich losschlugen.

Sie konnten nicht hindern, daß Gerüchte davon bis ins Ohr des Varus drangen, der Warnungen erhielt. Vielleicht hätte eine vorsichtige und argwöhnische Natur wie Tiberius diesen Stimmen Gehör geschenkt; aber das Unglück wollte, daß er zu sehr durch den Krieg in Pannonien in Anspruch genommen war, um die Vorgänge in Germanien mit der wünschenswerthen Aufmerksamkeit verfolgen zu können. Quintilius Varus achtete nicht darauf: waren nicht die angeblichen Häupter der Verschwörung seine Freunde, besuchten sie ihn nicht von Zeit zu Zeit in Aliso? Er traf also keinerlei Vorkehrungen und hielt nicht für nöthig, eine Zusammenziehung seiner weithin verstreuten Legionen anzuordnen. Noch am Abend vor dem Ausbruch des Aufstandes speisten Arminius und die anderen Führer der Verschwörung bei dem Prokonsul. Ein paar Tage danach kam die Nachricht, einige in den entlegensten Theilen Germaniens garnisonirende Abtheilungen seien angegriffen worden, und man glaubte im römischen Lager, es nur mit einem jener kleinen Aufstände von örtlicher Bedeutung zu thun zu haben, die von Zeit zu Zeit in Germanien ausbrachen. Die Germanen hatten darauf gerechnet, daß Varus im Besitz solcher Nachricht nach den bedrohten Punkten abmarschiren werde, und hofften, ihn mit seiner Hauptmacht in den Teutoburger Wald locken zu können, wo alle Vorkehrungen zu einem fürchterlichen Blutbad getroffen waren. Allzu vertrauensselig setzte sich denn auch Varus mit seinem Heer, dem Troß, den Weibern und Kindern, die zum Lager gehörten, in Bewegung, im guten Glauben, der Marsch gehe durch Freundesland. Aber mitten in den unermeßlichen Wäldern überfielen ihn die Germanen von allen Seiten. Diesmal gelang es dem römischen Heere mit seinen vielen Nichtkombattanten und seinem großen Troß, bei seiner Unkenntniß der Gegend und der raschen Entmuthigung, die unter den Soldaten entstand, nicht, sich aus der Umklammerung des Feindes zu befreien, wie es Caesar so manches Mal geglückt war. Was nicht niedergemacht wurde, fiel in die Gefangenschaft der erbitterten Feinde.

Man hat sich daran gewöhnt, die Niederlage des Varus als eine der „Entscheidungschlachten“ zu betrachten, von denen man sagen kann, daß sie dem Lauf der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben haben. Wäre Varus, so argumentirt man, nicht vernichtet worden, so wären die Lande zwischen Rhein und Elbe römisch geblieben und gleich Gallien dem Schicksal der Romanisirung verfallen. Damit wäre die germanische Nation und germanische Kultur aus dem Buch der Ge-

schichte getilgt worden, wie mit der Niederlage des Vercingetorix die Würfel über die keltische Nation und die keltische Kultur gefallen waren. Dieser Auffassung nach hätte die Schlacht im Teutoburger Wald eben so die Zukunft des Germanenthums gerettet, wie durch die Kämpfe bei Alesia das alte Keltenthum für ewige Zeiten vernichtet wurde. Aber so bolzengerade dieser Gedankengang ins Schwarze zu treffen scheint: ganz so einfach lag die Sache in Wirklichkeit doch nicht. Man darf mindestens gelinden Zweifel hegen, ob Rom, wenn es die rechtsrheinischen Lande mehrere Jahrhunderte lang im Besitz behalten hätte, sie eben so leicht zu romanisiren vermocht hätte, wie ihm in Gallien gelungen war. Man braucht zum Vergleich nur an das Schicksal der römischen Civilisirungversuche in den Donauprovinzen, vornehmlich in Norikum, in Pannonien und Moesien, zu erinnern. Rom hat Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über diese Länder ausgeübt und sie waren den Einwirkungen von Rom, Italien, Griechenland bei der größeren Nähe der Reichshauptstadt mehr ausgesetzt als Germanien: und doch faßte die römische Civilisation dort nicht tief genug Wurzel, um den Stürmen Widerstand leisten zu können, die nach dem Sturz des weströmischen Kaiserthums über Europa hinbrausten. Nur selten werden wir heutzutage in diesen weiten Ländergebieten an Rom und die lange Dauer seiner Herrschaft erinnert. Man muß sich also vor einer Verallgemeinerung hüten und ist nicht ohne Weiteres zu der Annahme berechtigt, daß der Romanisirungprozeß sich überall eben so rasch und leicht vollzogen hätte wie in Galliens der geographischen Lage entsprechend eigenartigen Verhältnissen.

Jedenfalls darf man die geschichtliche Bedeutung des Ereignisses nicht unterschätzen; der römischen Expansionpolitik, die der Aristokratie die großen militärischen und staatsmännischen Aufgaben stellte, hat es ein jähes Ende bereitet. Wohl eilte Tiberius schleunig an den Rhein, sammelte die noch am Leben Gebliebenen, flößte den verzagten Kriegern neuen Muth ein, verstärkte die Grenzwehr und trug durch sein von ruhiger Sicherheit und stolzem Kraftbewußtsein zeugendes Auftreten viel dazu bei, den ersten Eindruck, den die Niederlage auf den leichtbeweglichen Sinn der Völker jenseits der Alpen ausgeübt hatte, rasch wieder zu verwischen. Aber trotzdem hielt auch er für das Klügste, die von seinem Bruder und ihm selbst eroberten Gebiete wieder preiszugeben. Die Feldzüge in diesen Ländern kosteten mehr, als sie einbrachten; die neuen Steuererhebungen und die Mängel in der Verwaltung gaben immer neuen Anlaß zur Unzufriedenheit; gegen die Selbstsucht der jüngeren Geschlechter war immer schwerer anzukämpfen; die großen Aufstände in Illyrien und Pannonien und die um sich greifende Zersetzung im Heer bildeten eine eindringliche Warnung für Rom, nicht allzu sehr auf seine Stärke zu pochen. Die Niederlage im Teutoburger Wald konnte noch als ein vereinzelter Schicksalsschlag gelten, wie sie immer vorkommen können. Aber als Augustus an die Neubildung der vernichteten Legionen gegangen war, fehlte es

an Freiwilligen, und als er auf dem Zwangswege Aushebungen vornahm, kams zu zahlreichen Gehorsamsverweigerungen. Das war eine nationale Schmach, in der die Zunahme der antimilitaristischen Gesinnung in Italien deutlich zum Ausdruck kam. Augustus mußte zu den strengen Strafen greifen, die von Alters her auf Fahnenflucht gesetzt waren, den Widerspenstigen zuerst Geldbußen auferlegen und dann die Dezimirung über sie verhängen, wobei immer einer von zehn Schuldigen mit dem Tode bestraft wurde. Und trotzdem mußte er, um die erforderliche Anzahl von Rekruten zusammenzubekommen, seine Zuflucht zu der Hefe der hauptstädtischen Bevölkerung nehmen und selbst Freigelassene als Soldaten einreihen. Wenn man also nicht das Heer durch einseitige Vermehrung der fremden Irregulären entnationalisiren und das Gleichgewicht zwischen dem römischen und dem ausländischen Element wahren wollte, so mußte man offen eingestehen, daß man nicht über die genügenden militärischen Kräfte verfügte, um ein Reich zusammenhalten zu können, das bis an die Ufer der Elbe reichte. Endlich war die nachhaltige Wirkung all der Gefahren, Schicksalsschläge und Aengste, unter denen Italien zu leiden gehabt hatte, nicht ausgeblieben. Die Niederlage hatte die Machtstellung des Augustus nicht ernstlich erschüttert. Sein Alter, das Unglück in der Familie, seine Verdienste um das Reich, die ungeheuren von ihm für öffentliche Zwecke verausgabten Summen und schließlich selbst die Gebrechlichkeit seines Alters, die das Gefühl der Furcht vor ihm nicht aufkommen ließ: Alles hatte dazu beigetragen, einen Glorienschein um sein Haupt zu weben und ihn auf eine Höhe zu heben, wo ihn die Kritik der Zeitgenossen nicht zu erreichen vermochte. Als im Jahr 13 seine fünfte Präsidentschaftperiode zu Ende ging, wurden ihm die Vollmachten auf weitere zehn Jahre verlängert, trotz seiner Gebrechlichkeit und obwohl er nicht mehr laut reden konnte, fast nie mehr im Senat erschien, an keinem Festmahl mehr theilnahm und selbst die Senatoren, Ritter und Verehrer, die ihn aufsuchen wollten, um Unterlassung jeden Besuches gebeten hatte, da solche Empfänge ihn zu sehr ermüdeten.

Aber Augustus war nicht unsterblich; und nichts berechtigte zu der Erwartung, daß auch sein Nachfolger eine Art Immunität genießen werde. So kamen Augustus und Tiberius zu dem Entschluß, auf die Expansion jenseits vom Rhein zu verzichten und Germanien aufzugeben. Gewiß handelten sie unter dem Zwang der Verhältnisse, aber es war doch eine Entscheidung von weittragender Bedeutung, die den Beiden recht schwerfallen mußte. Nach den Berichten der Geschichtschreiber des Alterthums hätte Augustus auf die Nachricht von der Niederlage des Varus sein Kleid zerrissen, Verzweiflungschreie ausgestoßen und sich in seinem Schmerz wie ein Rasender geberdet. Wenn man auch zweifeln muß, ob die geschilderten Einzelheiten der Wirklichkeit entsprechen, dürfen wir doch diesen Berichten entnehmen, daß die Niederlage des Varus die schmerzlichste Erfahrung in diesem Leben bedeutete, das so reich an Erfolg wie an Mißgeschick war. Nachdem er

den Zusammenbruch in seiner Familie mit angesehen, in der Zwist, Todesfälle und die Folgen der lex de adulteriis so fürchterlich aufgeräumt hatten, mußte der Greis, ehe er seine Augen für immer schloß, noch erleben, daß mit dem Untergang der römischen Herrschaft in Germanien das Werk seiner besten Mannesjahre vernichtet wurde. Er hatte im Jahr 27 vor Christus die hohe Mission auf sich genommen, das Riesenwerk der nationalen Restauration und zugleich der Reformation der Aristokratie, bei dem ihm die ganze Nation mithelfen wollte, durchzuführen, und hatte sein Versprechen vierzig Jahre lang gehalten, obwohl er mit ansehen mußte, wie die Reihen seiner Mitarbeiter sich immer mehr lichteten und ihr Eifer erlahmte. Vierzig Jahre hatte er darauf verwandt, die alte Aristokratie und das alte Heer neu zu schaffen und den alten Geist unter seinen Mitbürgern zu wecken. Die großen sozialen Gesetze des Jahres 18, deren Krönung die lex Papia Poppaea bildete, sollten in den Kreisen der Regirenden jene besonderen Eigenschaften aufs Neue beleben, ohne die sich nicht regiren läßt; und Germanien sollte das große Versuchsfeld sein, auf dem diese Eigenschaften sich entfalten konnten. Dort sollte der Adel zeigen, ob er im Stande war, durch eine militärische und diplomatische Aktion in großem Stil mit dem Ansehen des Führers und seiner Regirung zugleich das eigene vor den Augen der Welt mächtig zu heben und zu fördern. Und was blieb von Alledem noch übrig? Wenn man auch nicht sagen darf, Augustus habe mit seinen Gesetzen nichts erwirkt, so kann man doch behaupten, daß er das Ziel, das er sich gesetzt hatte, nicht erreichte und daß er nach der Niederlage des Varus, als der Verzicht auf Germanien entschieden war, in den letzten fünf Jahren seines Lebens sich keiner Täuschung über das Chimärische des Planes mehr hingeben konnte, an dessen Ausführung er vierzig Jahre seines Lebens gesetzt hatte. Die sozialen Gesetze des Jahres 18 hatten wohl sein Familienglück zu zerstören, nicht aber den alten Geist in den alten Geschlechtern neu zu beleben vermocht; die germanischen Länder mußten wieder aufgegeben werden, an die zwei Jahrzehnte lang so viel Geld und Blut gewandt worden war; alle Organe des alten republikanischen Regime hatten allmählich ihre Lebenskraft eingebüßt, selbst die nothwendigsten, wie der Senat.

Nachdem Augustus im Jahr 13 zum sechsten Mal die Präsidentenwürde übernommen hatte, sah er sich veranlaßt, den Senatsausschuß, den man ihm beigegeben hatte, noch einmal einer Neuorganisation zu unterziehen: an der Stelle der auf ein halbes Jahr gewählten fünfzehn Senatoren sollten künftig zwanzig sitzen, die auf ein ganzes Jahr gewählt waren, und alle Entschließungen, die er gemeinschaftlich mit Tiberius, mit den designirten Konsuln, mit seinen Adoptivkindern, mit den zwanzig Mitgliedern des consilium und allen den Bürgern getroffen, die er zuzuziehen für gut fand, sollten Senatsbeschlüssen gleichgeachtet werden. Dieser Ausweg erwies sich als nothwendig, weil der Senat so schwer zusammenzubringen war und Augustus sonst allein und auf seine eigene Verantwortung das ganze Reich zu

regiren gehabt hätte. Der Gang der Entwickelung ließ sich auch nicht künstlich aufhalten: wenn der Senat lange die treibende Kraft gewesen war, die die Staatsmaschine in Bewegung setzte, so war jetzt nur noch ein lebloses Gerippe an seiner Stelle. Selbst die Stätte der Komitien stand nun, da die Wahlen zur reinen Formsache geworden waren, leer, denn die Wähler blieben aus. Gerade jetzt, wo das Reich mehr Beamte brauchte, muthige und pflichteifrige Männer von berechtigtem Ehrgeiz und unermüdlichem Schaffensdrang, ging die bevorrechtete, zur Regirung des Reiches berufene Aristokratie einem langsamen, freiwilligen Untergang durch Ehelosigkeit und Unfruchtbarkeit der Ehen entgegen: die Illusionen und Leidenschaften waren verflogen, die sonst die Regungen der Selbstsucht in einer herrschenden Klasse betäuben und ihrer Phantasie verlockende Bilder vorgaukeln, so daß sie muthig an die Zukunft glaubt und sich und ihr Werk ihr anvertraut.

Das Zauberwort ist noch nicht gefunden worden und wird niemals gefunden werden, das eine Klasse, die zu Reichthum und Macht gelangt ist, im Besitz der Spannkraft und Energie erhält, denen sie ihre Erfolge verdankt, wenn sie nicht stets befürchten muß, mit diesen Vorzügen auch diese Macht und diesen Reichthum zu verlieren. Und wiederum wollte es die Ironie des Schicksals, daß gerade der Friede, um dessen Erhaltung sich Augustus so sehr gemüht, zu dem er den Grund gelegt und für den er solide Garantien geschaffen hatte, daß gerade diese heißersehnte Errungenschaft alle seine Versuche, dem alten Staatskörper neues Leben einzuhauchen, vereitelte. Jetzt, da der Friede nach innen und außen gesichert und ihre Machtstellung verbürgt schien, wollte die Aristokratie nicht mehr den Boden durch harte Arbeit für neue Aussaat lockern, sondern nur noch ernten, was die Vorfahren gepflanzt hatten. Mit der Achtung vor der Ueberlieferung war auch die Sorge um die Zukunft geschwunden, und wo die natürlichsten Pflichten vernachlässigt wurden, da mußte sich überall die unverhüllte Selbstsucht vordrängen. Selbst die militärische Katastrophe, die über das Reich in Germanien hereingebrochen war, mißbrauchte man, um gegen die hierdurch geschwächte Stellung der Regirung Sturm zu laufen und die Abschaffung der Erbschaftsteuer zu verlangen. In ganz Italien erhitzte man sich abermals für diese Forderung und selbst Drohungen einer gewaltsamen Lösung des Problemes wurden laut. Augustus sah ein, daß er nicht nachgeben durfte, wenn er nicht den völligen Ruin der ohnehin schon kranken Finanzen herbeiführen wollte, aber er wagte keinen offenen Widerstand: selbst jetzt, da er schon mit einem Fuß im Grabe stand und die Noth drängte, zog er sich hinter den Senat zurück, verlangte von ihm, er solle eine andere Steuer als Ersatz für die vorgeschlagene ausfindig machen, und verbot dem Drusus und Germanikus, in die Erörterung einzugreifen. Aber man darf diese fast unglaubliche Aengstlichkeit nicht einfach auf die Rechnung des Alters des Augustus und seiner ganzen Charakterveranlagung setzen; sie erklärt sich schließlich auch aus der einzigartigen Entwickelung des höchsten Staatsamtes, das ja zuerst, im Jahr 27, nur ein Provisorium gewesen

war, mit dem man sich aus der heillosen Lage, in die der Staat durch die Bürgerkriege gerathen war, retten wollte. Ein Einzelner, dem nur seine nächsten Verwandten, ein paar Freunde und Senatsmitglieder zur Seite standen, vermochte trotz seinem ungeheuren Vermögen, seiner Autorität und seinen vielfachen ausgedehnten Machtbefugnissen nicht, einer ganzen Nation das verlorene Pflichtgefühl wiedereinzuflößen, und konnte nicht für all Das Ersatz schaffen, was im Schwinden begriffen war: die alte nationale Tradition, die Familienzucht, die Ordnung im Verwaltungskörper. Die Regierungsorgen hatten sich an der obersten Stelle so gehäuft, daß man sich selbst an den schwachen Augustus noch zu klammern trachtete, da man fürchten mußte, wenn er vom Schauplatz abtrete, keinen Ersatz zu finden. Seit dem Aufstand in Illyrien und Pannonien und der Niederlage des Varus war der mehr gefürchtete als geliebte Tiberius der Einzige, der wirklich als Nachfolger in der Präsidentschaft in Betracht kam. Jeder mußte, auch wenn er es nur ungern that, zugeben, daß Tiberius der gründlichste Kenner der germanischen Verhältnisse und daß sein Name bei Germanen wie bei Galliern und Pannoniern gleich gefürchtet war. Nicht so sehr der Umstand, daß ihn Augustus adoptirt hatte, empfahl ihn als dessen Nachfolger, als vielmehr die Rücksichten auf die gallische und germanische Politik. Aber je näher der Tag rückte, der ihm den Lohn für seine lange Arbeit bringen sollte, um so mehr häuften sich die Bedenken, die Tiberius zögern ließen, ein solches Erbe anzutreten. Er war zu stolz und zu fest in seiner Wesensart, um jetzt noch, im Alter von über fünfzig Jahren, irgendeinen der Grundsätze, die er bisher vertreten hatte, aufgeben zu können. Wenn er an die Spitze der Staatsregierung gelangte, mußte er sich als den berufenen Hüter von Zucht und Ueberlieferung fühlen und darin seine vornehmste Aufgabe erblicken, daß er der Selbstsucht seiner Zeitgenossen immer wieder im Sinne der Vorfahren das Gebot der Pflichterfüllung gegen die Gesammtheit und gegen das Reich vor Augen hielt. Aber er hätte weniger Einsicht besitzen müssen, als er thatsächlich besaß, wenn er nicht erkannt hätte, daß die höchste Regierungsgewalt, die seiner harrte, ihn nicht zugleich auch in den Besitz der erforderlichen Machtmittel setzte, mit denen er allein seine Aufgabe richtig durchführen konnte. Wenn schon Augustus, trotz seinem Reichthum, der allgemeinen Verehrung, die ihm erwiesen wurde, seiner an wirklichen oder ihm nur zugeschriebenen Erfolgen reichen Laufbahn, nur mit Mühe und unordentlich genug den Pflichten seines Amtes zu genügen vermochte: wie sollte dann der Erbe all diese Verpflichtungen erfüllen? Er, der über weniger Reichthum und weniger Ansehen verfügte, der so viele Feinde unter dem Adel hatte, den Rittern wegen seines Eintretens für die lex Papia Poppaea ein Dorn im Auge war und von der großen Masse des Volkes mit Mißtrauen betrachtet wurde? Alle inneren Widersprüche, die diese Zeit durchsetzten, gipfelten in dem bedenklichsten, daß der Mann, der nach Maßgabe der Verhältnisse allein als Nachfolger des Augustus in Betracht kam, am Wenigsten Popularität und Ver-

trauen erworben hatte. Darin ist der Grund zu suchen, weshalb er, in der klaren Erkenntniß der hinter dieser glänzenden Stellung lauernden Gefahren, Bedenken trug, die oberste Stelle im Reich einzunehmen. Aber wenn er sich weigerte, diesen „monströsen“ Posten, wie er ihn selbst nannte, zu übernehmen: wem konnte man dann in einer so gefahrvollen Lage das Schicksal des Reiches anvertrauen, da vor den siegreichen Germanen die Trümmer des römischen Heeres bis zum Rhein zurückweichen mußten, da die Niederwerfung von Pannonien und Dalmatien noch kaum vollendet, die Finanzkraft erschöpft, Italien durch neue Steuererhebungen erbittert war, während zugleich im Heer der Geist der Unzufriedenheit und der Auflehnung umging? Konnte man doch auch unter der Truppe die Folgen der Niederlage des Varus spüren, seit die Soldaten nun laut eine entschiedenere Sprache zu führen wagten und von der Regirung, die nach der Katastrophe einen schwächeren Stand hatte, leichteren Dienst und höheren Sold verlangten.

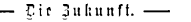
Vergeblich hatte sich also Augustus gemüht, die römischen Nationaltugenden mit den Errungenschaften des Hellenenthumes zu verschmelzen und eine von einer auserlesenen Aristokratie regirte Musterrepublik zu schaffen, der man mit Ruhe das Schicksal des Weltreichs anvertrauen konnte. Er hatte die Gedanken eines Aristoteles, Cicero, Virgil, Horaz verwirklichen wollen und einen politischen Bastard erzeugt, ein Monstrum, vor dessen Bändigung auch der klügste Politiker zurückschreckte. Sollte man dieses Gebilde eine entartete Republik oder die Frühgeburt einer Monarchie, ein dekadentes aristokratisches Regime oder eine zur Unfruchtbarkeit verdammte Demokratie heißen? Die republikanische Verwaltung, die während der letzten Jahrhunderte so viele Wandlungen durchgemacht hatte, war in den vierzig Jahren der augustischen Regirung allmählich zur Mumie geworden, deren Glieder zwar nicht abgefallen waren, aber auch nicht mehr funktionirten, weil das rothe Blut in ihnen eingetrocknet war. Das Staatsoberhaupt hatte sich vergebens bemüht, ihr Leben einzuhauchen, und sah sich schließlich zur Ohnmacht verdammt: die verbrauchten Organe konnten sein Denken und Wollen nicht mehr in Thaten umsetzen. Und zur selben Zeit war man draußen im Reich unklug genug, dieser verstümmelten Autorität und greisenhaften Impotenz göttliche Ehren zu erweisen. In den letzten zehn Lebensjahren des Augustus fand das Beispiel, das Pergamum und Lyon gegeben hatten, in anderen Provinzen Nachahmung. Im spanischen Bracara war ihm zur Ehre ein Altar errichtet worden, im galatischen Ancyra wurde ihm und der Roma ein prächtiger Tempel geweiht, ein prunkvoller Augustuskult mit üppigen Volksfesten eingeführt und auch in Narbonne wurde ihm auf dem Forum ein Altar gewidmet, vor dem alljährlich am Geburtstag des princeps Opfer dargebracht werden sollten. Aus der ganzen Welt strömten Gelübde bewundernder Dankbarkeit dem gebrechlichen Greise zu, der selbst wehklagte, daß er für den Staat fast nichts mehr zu thun vermöge.

Rom. Professor Guglielmo Ferrero.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

*

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen





Aus Bädern und Sommerfrischen: **Insel Rügen.** Die Frequenz des Ostseebades Binz betrug letzte Saison **22404 Badegäste.** Davon stellten:

Preussen (ausschl. Berlin)	9 333	= 41½%	Besucher
Berlin	4 902	= 21½%	„
Königr. Sachsen	2 303	= 10½%	„
Thüringen	677	= 3%	„
and. deutsch. Staat.	2 149	= 10%	„
	19 365	**= 86½%**	**Deutsche**

Oesterreich-Ungarn	1 960	= 9%	Besucher
Russland	506	= 2%	„
Skandinavien	414	= 1¾%	„
andere europäische Staaten	98	= ½%	„
fremde Erdteile	61	= ¼%	„
	3 039	**= 13½%**	**Ausländ.**

Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten und bei uns erhältlichen Prospektes sind

Nom. M. 7 500 000 auf den Inhaber lautende Aktien

der

Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen Hamburg

No. 1—6000 mit voller Dividendenberechtigung,
No. 6001—7500 mit Berechtigung auf halbe Dividende für 1910

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

BERLIN, November 1910.

C. Schlesinger-Trier & Co.
Commanditgesellschaft auf Aktien

Urteile über Napoleons Briefe

St. Petersburger Zeitung:

Es rauscht jugendfrischer Siegessang in mächtigen Akkorden auf. Napoleons Pläne, seine Schlüsse, seine Befehle, sein staatsmännisch wie menschlich in jeder Hinsicht geniales Vorgehen vermag **beispielsohne zu verblüffen . . . Ein immenses Material! Der augenscheinlich ungewöhnlich unerschöpfliche Reichtum eines geistigen Giganten und die Fülle einer glänzenden Seele,** ja, einer, trotz aller Einwände, durchaus idealen Seele! Sie hat das Regenbogenspiel, das Ineinanderwirken von Jugendkraft und Heldenmut, von Tatenlust und Poesie, von Herrschermacht und unvergleichlicher Menschlichkeit. Sie hat das Licht, das aus der Weltgeschichte heraus den Weg in alle noch etwa kommenden Jahrhunderte findet . . . Wer heute Napoleon erleben will, muß ihn in seinen Briefen suchen. Aus ihnen heben sich feuerbeschwingte Stimmen hinan. Stimmen, die eine Geistes- und Tatensprache vollenden und uns wie ein nach allen Himmeln austönendes Weltlied erfüllen.

Die Grenzboten:

Unter den genialen Menschen, deren Wesen sich nie erschöpfen läßt und den, der sich mit ihnen beschäftigt, immer wieder überrascht und vor neue Rätsel stellt, nimmt ohne Frage Napoleon den ersten Rang ein. Man kann ganze Bibliotheken über ihn lesen, ohne zu ermüden; seine gewaltige Persönlichkeit verliert nicht einmal an Zauber, wenn man sie durch die Brille seiner Gegner betrachtet. Die beste Quelle einer intimen Kenntnis dieses Mannes ist und bleibt seine Korrespondenz.

Illustrierte Zeitung, Leipzig:

Gewaltig: das ist wohl der stärkste Eindruck aus den Briefen, die Napoleon geschrieben, diktiert, hingeworfen hat.

Tägliche Rundschau:

Bald packt einen der Inhalt so unwiderstehlich, daß man dem Gang dieser Briefe folgt wie dem eines spannungsreichen Schauspiels. Dieses Napoleon-Werk gehört zu den beachtenswertesten Erscheinungen des Buchhandels.

Arena:

Wer diese Bände aufschlägt, blickt in die zermalmende Maschinerie eines Menschenalters voll unerhörter Weltgeschichte ... Der Gigant gräbt sich mit eiserner Konsequenz in unsere Erkenntniskraft hinein. Immer wieder erstaunt man, was alles in diesem Kopfe beieinander wohnt, mit welcher Klarheit und Schärfe tausend Ideen erfaßt und durchdacht werden.

Dr. Rud. Presber:

Es gibt nicht leicht für denkende Menschen eine fesselndere Lektüre als diese Briefe . . . Napoleon hat keine Werke der schönen Literatur geschrieben, aber er gehört der Weltliteratur an. Und in seinen Briefen lebt der Sturm der Revolution, lebt der größte Schüler Voltaires und Rousseaus, lebt der umfassendste Geist einer schicksalsschweren Epoche. Man kann die Feldzüge, Friedensschlüsse, Glücksfälle und Erniedrigungen im Leben Napoleons kennen; ihm selbst begegnet man nur in seinen Briefen.

Dr. Karl Storck im „Türmer“:

Die hohe Bedeutung dieser „Briefe Napoleons I.“ ist längst anerkannt. Seine beispiellose Arbeitskraft, seine riesenhafte Größe, seine Anpassungsfähigkeit an jegliche Lagen, an alle Menschen, an alle Umstände, sein unglaublicher Fleiß, der bestrickende Scharfsinn seines Geistes leuchten nirgendwo so hervor wie aus seinen Briefen.

Bestellzettel Seite 5.

Bestellzettel Seite 5.

Briefe meiner Werdezeit Von Helen Keller

Preis broschiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Diese Briefe aus den geistigen Entwicklungsjahren der Taubblinden sind den Lesern der „Lebensgeschichte“ aus einigen wenigen Proben bekannt; jetzt liegt auch ihre Gesamtausgabe vor. Sie lassen uns die geistige Entwicklung Helen Kellers vom Kinde zur reifen Persönlichkeit verfolgen und bilden eine

Ergänzung der „Lebensgeschichte“.

Ein eigenartiger Reiz von Natürlichkeit, Unmittelbarkeit und Frische ist diesen Briefen eigen; eine vorbildliche Herzensgüte spricht aus ihnen, verbunden mit jenem bewährten Optimismus, der allen Strebenden und Ringenden Erfolg und Zuversicht verheißt. Man staunt über Helen Kellers sicheres und kluges Urteil über Menschen und Dinge, die sie, die dreisinnige jugendliche Schülerin, oft viel schärfer sieht, als wir Erwachsenen mit unseren fünf Sinnen es tun. Und besonders wo sie über bittere Schicksale, über Niederlagen und Enttäuschungen spricht, da gewähren die Briefe einen tiefen Einblick in die Regungen einer feingestimmten, großangelegten Frauenseele.

Die übrigen Werke Helen Kellers:

I. Die Geschichte meines Lebens Preis brosch. M. 5,50; in Leinwand gebunden M. 6,50; in Halbfranz M. 7,50.	**Bereits 47 Auflagen** Erschienen im Herbst 1904
II. Optimismus In hübschem Pappband Preis 1 M.	**Bereits 38 Auflagen** Erschienen im Mai 1906
III. Meine Welt In hübschem Pappband Preis 1 M.	**Bereits 22 Auflagen** Erschienen im Herbst 1908
IV. Dunkelheit In hübschem Pappband Preis 1,50 M.	**Bereits 12 Auflagen** Erschienen im Herbst 1909

Bestellzettel Seite 5.